

Der Vogelsang

nach seiner

Tendenz und Entwicklung.

Von

Dr. B. Placzek.

Einleitung.

„Die Lieblinge der Schöpfung“ nennt Brehm die Singvögel. Als verkörperte Naturpoesie nahmen sie frühzeitig Sinn und Interesse der Menschen gefangen, eine Lieblingsbeschäftigung für sie bildend. Als Bewohner luftiger Regionen, als Boten fremder Zonen galten und erschienen sie wie Vermittler zwischen Himmel und Erde, zwischen der übersinnlichen und der Sinnenwelt, so dass der kindliche und kindische Wahn in den Vogelstimmen höhere Verkündungen, Vor- und Wahrzeichen errathen mochte und sich davon hinreichend bestimmen und beherrschen lies, um von einem pffiffigen Augurenthum sattsam ausgebeutet zu werden.

Die Ornithologen, das sind die modernen Auguren, aber ehrliche, welche aus dem Fluge, Gesange und sonstigen Lebensgewohnheiten der Vögel das Richtige zu deuten verstehen, Auguren, die einander nicht mit verschmitztem Lächeln anzusehen brauchen, Augur augurem videt et non ridet. Die modernen Vogeldeuter haben es immer nur mit avibus bonis zu thun: was sie da ergründen und finden ist ein Gewinn für die Wissenschaft, ein günstiges Vorzeichen für deren fortschreitende Entwicklung.*)

Seit lange ein aufmerksamer Beobachter des Vogel Lebens, bieten mir Wohnung und Garten an der ziemlich steilen Lehne des Spielberges vielfache günstige Gelegenheit zu biologischem Auguren-

*) Dieses einleitende Capitel ist bereits auszugsweise im „Kosmos“ B. XIII., S. 465, f. erschienen.

geschäfte. Dieser Berg, sonst ein Ort der Qual für Verbrecher oder solche, die man dafür hielt, wurde nämlich vor mehreren Jahren in eine prächtige Anlage verwandelt, wo frohes Lachen der Lustwandelnden und heller vielstimmiger Vogelsang die Seufzer und Klagen von früher abgelöst. Das isolirte Auftragen desselben, üppiges Gebüsch, dichte hohe Bäume, zahlreiche Wasserbehältnisse, Ueberfluss an Kerfen und Beeren, Schutz und Schonung machen diese Oertlichkeit zu einem gesuchten Heim für die gefiederten Gesellen. Auch in meinem Garten nisten sie häufig und fordern den Liebhaber zu Beobachtungen auf. Diesmal fesselte das Nest einer Klappergrasmücke (*Sylvia curruca*), auch Weisskehlchen, Müllerchen genannt, meine Aufmerksamkeit. Ich bemerkte da vor Allem, als die Fütterungszeit der Brut begann, dass die gesteigerte Sorge vor Entdeckung des Nestes sich zunächst in dem Aufhören des Gesanges äusserte, dann in einem bisher noch unerwähnten Umstande: um nämlich unbequeme, fremde Blicke abzulenken oder zu verwirren, gebrauchen Männchen und Weibchen die Vorsicht oder die List, wenn sie die Jungen füttern wollen, gleichzeitig von entgegengesetzten Seiten anzufliegen, und während das Eine nach mehreren Kreuz- und Quersprüngen auf den überhängenden Zweigen hüben ins Nest huscht, flattert das Andere drüben auffällig hin und her. Es fiel mir dabei das gleiche Manöver mancher vierfüssigen Raubthiere ein, namentlich der Wölfe: die Wölfin lockt auf einer Seite den Hund von der Herde ab, indes der Wolf von der andern Seite einbricht. Ich musste aber bald meine Beobachtungsstation wechseln und machte dabei die Erfahrung, dass eine Störung der Lebensgewohnheiten eines Thieres, das Abweichen von denselben, durch Zufall oder experimentirende Absicht herbeigeführt, reichliches Forschungsmaterial liefert. Durch einen läppischen Gärtnergehilfen wurden aus dem Neste, das geschickt zwischen fünf zusammengeflochtenen dünnen Zweigen eines Berberitzenstrauches angebracht war, die drei halbflüggen Jungen aufgescheucht, welche nur durch das Gebüsch schlüpfen, aber noch nicht fliegen konnten. Die Mutter verschwand mit zwei Jungen hinter einer Zaunlatte und liess sich nicht mehr blicken. Das Dritte erhaschte ich ungefähr hundert Meter weit vom Nistorte, von dem alten Männchen ängstlich umflattert, und gab es in einen dicht verhängten, nach vorne freien Käfig, den ich an den Pfosten einer oft benutzten knarrenden Verandathüre aufhing. Der Alte liess sich durch all' das nicht irre machen und fütterte das Junge, auf welches sich deutlich all' sein Sinnen und Sorgen zu concentriren schien, unausgesetzt von Früh bis zur einbrechenden Nacht und blieb, auf den Bäumen im Halbkreise

umher hüpfend und Insecten sammelnd, immer in der Nähe. Sein knarrendes Zapp, Zapp, in welches bald das Junge einstimmte, ertönte in verschiedenen Klangfarben, eine ganze Scala von Gemüthsstimmungen kundgebend, von wohllichem Behagen bis zur Angst und zum Zorne, durch die geringsten Vorgänge in dem Käfig und rings um den Käfig dazu angeregt. Einmal machte sich eine Katze in der Nähe zu schaffen und blinzelte mit ihren schiefen Augen empor zur Hecke, da ward das Dappern des Alten zu einem zornigen Gekreis, aus dem weniger die Angst als die Absicht zu schrecken oder eine Art Warnungssignal und Hilfesgeschrei klang, das auch nicht wirkungslos blieb. Das Junge flüchtete in den verborgensten Winkel des Käfigs und ich eilte hinzu und verjagte die Katze. Der Alte zappte noch eine Weile fort, aber mit dem ganz veränderten Ausdrücke innerer Befriedigung.

Indes eine ganz andere merkwürdige Wahrnehmung nahm mir Sinn und Gedanken gefangen. Das Männchen, das zum Theil schon während des Brütens und vollends, seitdem die Jungen den Eiern ent schlüpft waren, den Gesang eingestellt hatte, fing unmittelbar nach dem Domicilwechsel vor dem Käfig ausser dem Zappen noch in alter Weise zu singen an. Es ist das eine artige Strophe von sieben bis neun Tönen, welche wie das helle Bimmeln eines kleinen Glöckchens sich anhört und bald fröhlich und bald melancholisch ausklingt. Am meisten und am andauerndsten fütterte und sang es Abends vor dem Schlafengehen. Was bedeutete der wiederaufgenommene Gesang? Wollte es damit die Traurigkeit des verwaisten, vereinsamten Jungen zerstreuen? oder war's die Abwesenheit des Weibchens, was ihm wieder die Sangesfreudigkeit gab? Viele Männchen hören ja zu singen auf, sobald das Weibchen zu ihnen in das Bauer gegeben wird — ein Sprichwort, womit junge Ehemänner, wenn sie misslaunig sind, geneckt werden. Trat vielleicht unter den veränderten Nistverhältnissen, welche die Sorge vor Entdeckung der jungen Brut entfallen liess, die Singgewohnheit in ihre Rechte? wollte das Männchen ein Weibchen wieder anlocken, oder mit anderen Männchen rivalisiren? Solche Fragen boten mir gelegenen Anlass, über die Tendenz und den Werdeprocess des Vogelsanges nachzudenken. Die Resultate davon sind in folgender Studie niedergelegt.

I.

Die Tendenz als biogenetischer Erklärungsgrund.

Mit Vorbedacht wurde die Bezeichnung *Tendenz* gewählt; denn für die Begriffssphäre dieses Wortes gibt es kaum in einer Sprache

einen vicarirenden, geschweige einen adäquaten Ausdruck, namentlich wenn es sich um eine biogenetische Terminologie handelt. Tendenz ist weit mehr als Zweck, es umfasst die Absicht, den Trieb, die Richtung, welche die zielstrebige Absicht einschlägt, und den Zweck. Vielleicht ist der Tendenz in diesem Sinne und Umfange noch eine bedeutsame Rolle in der Erkenntnistheorie aller Lebensgestaltung vorbehalten. Der Wille zu sein, die Absicht, seine Sonderheit geltend zu machen zu Gunsten oder auf Kosten Anderer, das Streben, sich von Andern zu unterscheiden, der Trieb, seine Eigenheit oder Eigenart fortzuerhalten und zu propagiren, all' das zusammengenommen und verbunden mit dem Anpassen an die massgebenden Verhältnisse und mit dem Auffinden der geeigneten Mittel und Wege zur Erreichung des Zieles gibt das Wesen der Tendenz. Vom unbewussten, dunkeln Drange bis zum klaren bewussten Wollen sich abstufend, die ganze Leiter hindurch von der Zelle bis zum selbstbewussten, vernünftig wollenden Lebewesen, überall kann die Tendenz als das lebengestaltende, jedes Sein erklärende Princip angenommen werden. *Tendo ergo sum* — sollte anstatt des alten cartesianischen Satzes der Ausgangspunkt der modernen speculativen Wissenschaft als Erklärungsgrund alles Seins lauten. Wenn also Tendenz das Streben genannt wird, eine innewohnende Kraft zu Lebenszwecken zu bethätigen, oder ein Trieb und Drang zu biologischen Processen, d. h. zu Lebensäusserungen, die durch Erhaltung seiner selbst und seiner Art bedingt sind, wie Nahrungserwerb, Selbstschutz, Fortpflanzung, Erhaltung der Nachkommenschaft, so sage man nicht ablehnend: das heisst bloß ein *x* für ein *y* setzen, ein Unbekanntes für ein anderes. Solches ist wissenschaftlich gestattet und sogar geboten, wenn das ausgewechselte Unbekannte apperceptionsfähiger, denkgerechter, vorstellbarer wird. Tendenz soll eben nicht bloß als Anlage, als „formelle Disposition“ genommen werden, die durch sinnliche Eindrücke der Aussenwelt zur Bethätigung getrieben wird (Vgl. Kosmos Jg. V., S. 10), sondern als das von innen treibende selber. Aeussere Reizungen geben nur die Anweisung, wo, wie und woran es sich bethätige. Der Satz „Kein Organ ohne bestimmte Function“ kann daher verständlicher lauten: kein Organ ohne die Tendenz, jene Function, zu dem es da ist, auszuüben; denn das Organ ist gewissermassen das selbstgeschaffene Werkzeug der Tendenz. Einem Muskelnerv wohnt die panbiotische Tendenz inne, den Muskel, bevor er zielstrebig wirkt und das richtige Object trifft, schon in zweckloser Bewegung spielen zu lassen, aber nicht ohne den Vortheil einer dadurch erlangten grösseren Uebung zu späterer zweckgerechter Anwendung. Daraus erklären sich manche Vor-

gänge des animalischen Lebens: warum Thiere im Larvenzustande oder in den ersten Phasen Functionen ausüben, die erst später zwecklich werden sollen, dass junge Spinnen, kaum sie ausgeschlüpft, schon die Spinnbewegungen mit den Füßen machen, dass junge Ziegen und Kälber mit dem hornlosen Kopfe stossen, dass der Leuchtapparat bei der Larve des Johanniskwürmchens schon unter Einfluss des Willens functionirt u. s. w. Ueberall lassen sich die infantilen Muskelbewegungen und Aeusserungen der Organe, welche noch nicht durch unterweisliches Beispiel oder Erfahrung bestimmt und geleitet wurden, nur durch die mit dem betreffenden Organe zugleich ererbte Tendenz, sie in entsprechende Function zu setzen, begreifen. Die Tendenz wird energischer durch die vitale Nothwendigkeit des Zweckes, auf den sie abzielt, und schwächer mit der Abnahme der inneren und äusseren Nöthigung. Sie ist die treibende Ursache für die Ausbildung und Rückbildung der Organe. Als allgemeiner, den Gesamtorganismus beherrschender Motor dirigirt sie den Nähr- und Bildungsstoff zur Hervor- und Ausgestaltung nach jenen Punkten hin, wo er von Nöthen ist und zwar nach dem Grade des Bedürfnisses. Durch das Ringen um die Existenz wird die Tendenz gesteigert und ist sie in ihrer Qualität selbstverständlich auch erblich. So erschliesst sich uns zugleich das nähere Verständniss dafür, wie es kommt, dass Spielarten, die durch zufällige organische Abweichung eines Individuums und Weitervererbung durch Zuchtwahl entstehen, die Variation progressiv entwickeln, weil eben mit der Sondereigenthümlichkeit auch die Tendenz und das Vermögen zu immer weiterer Differenzirung vererbt wird und weil bei der Auslese gerade jene Individuen gewählt werden mögen, bei denen jene Abartung am stärksten hervortritt. Mit dem höheren Grade der distincten Eigenschaft ist naturgemäss eine grössere Energie der bildenden Tendenz verbunden. Weshalb jedoch Individuen mit unterscheidenden Merkmalen bei der Selection vorgezogen werden, darauf gibt uns ebenfalls die Tendenz als der gewaltige morphische Urtrieb sich geltend zu machen, sich hervorzuthun, von der Masse sich bemerkbar abzuheben, und die Bevorzugung dessen, bei dem dieselbe äusserlich sich kennbar macht, den richtigsten Bescheid. Bei all' dem muss natürlich die Plasticität der Organisation, die in correlativer Weise auf Körperteile stimulierend oder reducirend wirkt, vorausgesetzt werden. Die Tendenz zu profuser Gestaltung, zu verschwenderischen Hervorbringungen, bezweckt die grösstmögliche Wahrscheinlichkeit, einen wichtigen vitalen Act herbeizuführen und erklärt zugleich scheinbar überflüssige Knochen- und Bindegewebswucherungen,

Hauptpigmentirungen, Haar- und Federnornamente als Schutz- und Trutzwaffen, als Hochzeitsschmuck und Werbemittel.

Die gewöhnlichen Zweckmässigkeitsideen und Instinctvorstellungen hielt ich für nothwendig zunächst, wie es im Vorangehenden geschah, zur Tendenz zu vertiefen und diese Ergänzungstheorie in engen Umrissen zu entwerfen, bevor ich auf die Tendenz des Vogelsanges einging, welche ich nun darzulegen versuche.

II.

Die Tendenz der Lautäusserungen bei den Vögeln.

Ueber Zweck und Bedeutung der Stimmgebung bei den Vögeln wurde viel geräthselt und gerathen und nicht immer das Richtige. Im Irrthum befinden sich überhaupt jene, die sich strict an einen Erklärungsgrund halten, der sich in den meisten Fällen unausreichend erweist. Der Wahrheit relativ am nächsten kommt man hingegen durch Heranziehung verschiedener Methoden und Motivirungen. So fördert ja der Eklekticismus in philosophischen Systemen annehmbarere Erklärungen zu Tage als das einseitige Verranntsein in irgend eine Methode.

Während man die Stimmgebungen der Vögel im Allgemeinen als Verlautbarung von Gemüthsbewegungen, Affecten, Trieben und Begierden und als Verständigungsmittel nehmen kann, um Behagen und Freude, Angst und Aerger, Neid und Eifersucht, Begehren und Befriedigung auszudrücken, Schrecken zu erregen, oder Nothschreie, Hilferufe, Warnungssignale und Aufforderungen zu geben, dient der eigentliche Gesang blos dazu, vornehmere Regungen und Leidenschaften zu künden, wie die Lust am Sein, Liebe zum Weibchen, Zärtlichkeit gegen Junge, Ehrgeiz und die Sucht sich hervorzuthun. Der Gesang verhält sich also zu den gewöhnlichen Vogellauten, wie die menschliche Kunst zu handwerksmässigen, für des Lebens und des Leibes Noth berechneten Verrichtungen. Wie die Kunst wird auch der Vogelsang, öfter geübt, zur gewohnheitsmässigen Aeusserung. Immerhin kann er auch dann als eine selbstzweckliche Lautgebung gelten.

Göthe lässt in einfach zutreffender Weise seinen Sänger sagen:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohneth.“

Der Vogel singt dann nicht „tendenziös“, obschon die seinem Kehlkopfapparate inhärente Tendenz, melodiose Töne in bestimmter

Reihe zu erzeugen, ihn zu Singproductionen drängt, ohne jegliche Absicht, einen bestimmten äusseren Effect damit zu erzielen. Mit diesen wenigen Sätzen dürfte die Formel gegeben sein, um den mannigfachen Vogel-sang (auch unserer kleinen Grasmücke) nach Zeit, Ort und Umständen erklärlich zu finden und etwelche Fragen, die selbst der grosse Lebens-ergründer Charles Darwin als offene behandelt, zu lösen.

Die meisten Vogelkundigen stimmen darin überein, dem Vogelsang einen erotischen Character beizumessen. Nicht nur die schmelzenden Melodien, auch die für das menschliche Ohr misstönenden Lautirungen sollen Liebeslieder sein. Das nimmt auch Darwin (d. Abst. d. M. II. 52) bei aller Verkläuterung, Vorsicht und Reserve schliesslich an. Um von Liebesliedern kritisch sprechen zu können, darf man vor Allem das Liebesleben der Vögel nicht unerwähnt lassen, denn darin findet sich der eigentliche Aufschluss über Tendenz und Entstehung des Gesanges bei den Anakreontikern der Lüfte. Es hiesse Wasser ins Meer tragen, wollte man nach all' dem, was beispielsweise Mantegazza (Physiologie der Liebe), Brehm (Leben der Vögel), Burdach (die Physiologie als Erfahrungswissenschaft), Bechstein (Naturgeschichte der Stubenvögel), Fischer (Aus dem Leben der Vögel), Gould (Handbooc to the Birds of Australia), Ramsay in *The Ibis* u. A., besonders Büchner (Liebe und Liebesleben in der Thierwelt) über den unvergleichlichen vitalen Werth und die kosmische Bedeutung der Liebe vorgebracht, noch Weiteres hinzufügen. Einige markantere Aussprüche der genannten Forscher seien hier angeführt: „Die ganze Natur ist nur ein einziger Liebeshymnus“. — „Die Liebe ist eine Kraft, die von den niedrigsten Stufen des unbewussten Instincts bis in die erhabensten Höhen des Uebersinnlichen reicht, keine andere Seelenkraft berührt so fern von einander liegende Pole“. — „Sie ist das allgemeine erhaltende Princip, welches das Weltall zusammenhält und welches auf der Erde nicht erlischt, sondern so lange auf ihr wirkt und schafft, als diese selbst besteht“. — „Auch die Geschlechtsliebe selbst ist bei dem Thiere durchaus nicht immer und überall jener reine oder rohe thierische Trieb, als welcher er in der Regel angesehen oder geschildert wird, sondern bei sehr vielen Thieren mit dem Schimmer eines poetischen Hauches umgeben, den man bei uns Menschen sehr oft vergeblich suchen oder nur vereinzelt antreffen wird. Es ist schon etwas Aussergewöhnliches, wenn der menschliche Liebhaber in südlichen Ländern nächtlicher Weile die Klänge seiner Lieder oder seiner Leyer als Ausdruck seiner Gefühle dem Ohr der Geliebten zuschickt, während kein mit Singstimme begabter Vogel die Gattin heimführt, ohne vorher

ihre Liebe durch seine reizendsten Gesänge oder einen erbitterten Singwettkampf mit einem oder mehreren Nebenbuhlern erobert zu haben“. — „Und ist schon aller Vogelsang mehr oder minder ein Gedicht der Liebe, so gelangt er bei der Primadonna des leichtbeschwingten Künstlervolkes am meisten zur Tiefe und am vollendetsten zum Ausdruck“. — „Sie ist Dichterin in der vollsten, schönsten Bedeutung des Wortes; sie bringt die Gedanken und Gefühle, die Lust und den Schmerz, die Sehnsucht und die Klage der Liebe, welche ihr Inneres erfüllt, in Form und Einkleid und findet für das Wort auch zugleich den Klang und die Weise. Ihr Gesang fluthet dahin wie ein klarer, milder Strom; er steht einzig da in seiner Art und ist unerreichbar, unnachahmlich; er wetteifert an Innigkeit und Verständniss mit dem des Menschen und übertrifft ihn vielfach an Fülle und Schönheit des Tones“. — Sie galt ihm zu allen Zeiten als Herold der Liebes- und Lebenslust, wie Gottfried von Strassburg es in „Tristan und Isolde“ so reizend beschreibt:

„Das holde Vögelgetöse
Das selige, das schöne,
Dem Herzen und dem Sinne
Zu seligem Gewinne,
Erfüllt mit Freuden Berg und Thal.
Die wonnevolle Nachtigall,
Das liebe, süsse Vögelein,
Das immer soll gesegnet sein,
Das sang aus blühenden Zweigen
Mit solchem Lusterzeugen,
Dass manches Herz, manch' edles Blut
Freude gewann und hohen Mut“.

„Die Welt der Vögel“, sagt Toussenel, „ist nicht bloß diejenige, in der am meisten geliebt wird; es ist auch die erste in der man liebt; durch sie verkörpert sich das Princip der Liebe in der Thierwelt“. — „Der Vogel ist in der Wonnezeit der Liebe ein ganz anderes Thier als sonst. Sein ganzes Wesen ist wie umgewandelt, er tritt so zu sagen höher aus sich heraus“. — „Vielleicht weist der ganze Bereich der Ornithologie keine eigenthümlichere Erscheinung auf als die That- sache, dass sich ein Vogel (wie Atlas-Kragen-Prinzen- und Gärtner- vögel, *Ptilonorhynchus holosericeus* und *Chlamydera maculata*, *Amblyornis inornata*) ein Haus lediglich zum Vergnügen baut und es mit glänzenden Gegenständen ausschmückt, als wolle er damit seine Bestimmung be- zeichnen. Diese merkwürdigen Vögel schreiten nicht eher zur Production ihrer Liebespantomimen, als bis sie einen geeigneten Schan- oder

Spielplatz, eine Art Tanzsaal dafür erbaut und in einer dem Auge wohlthuenden Weise mit bunten Gegenständen ausgeschmückt haben, in ähnlicher Weise, wie es auch manche Kolibris mit ihren Nestern thun“. — Vgl. Darwin, Abst. d. M. I. 51 II. 60, 98. Wohl gilt für die Vögel vielleicht mehr als für Menschen Rückert's Wort: „Die Liebe ist des Lebens Kern; und wer die Lieb' hat ausgesungen, der hat die Ewigkeit errungen“, dessenungeachtet glaube ich der Ansicht sein zu dürfen, dass dieser mächtige Lebensfactor den genuinen Sangestrieb nicht erzeugte, vielmehr die aus andern Quellen stammende Tendenz erhöhte. Es ist die Lust am Leben, die sich in Tonweisen zu künden das unbezwingliche Verlangen zeigt, und wo dieses Lustgefühl im Organismus seinen Höhepunkt erreicht, gelangt auch der Gesang zur höchsten Stufe. Vögel im freien Zustande beginnen ja schon lange vor der Paarung zu singen und setzen es, wenn auch nach Unterbrechungen, noch viel später fort, obschon jede Brunst erloschen; und vornehmlich in der Domestication singen Vögel unbekümmert um die Brutzeit fast das ganze Jahr hindurch, wenn sie auch kein Weibchen und keine Nebenbuhler zu Gesichte bekommen. Es sind solche, die in der Gefangenschaft geboren, die Freiheit nicht schmerzlich vermissen und in sorgsamer Pflege sich wohl und behaglich fühlen.

Warum Weibchen, deren Singapparat bei etwas schwächerer Muskulatur*) genau so construiert ist wie jener der Männchen, nicht singen, darauf lasse ich Andere antworten, bevor ich meine Anschauung darlege. Daines Barrington (Phil. Transactions 164) hielt es für wahrscheinlich, dass deshalb wenige weibliche Vögel singen, weil dies für sie während der Incubationszeit gefährlich gewesen wäre. Darum sei auch in der Regel das Gefieder des Weibchens weniger auffällig gefärbt als der Männchen. Darwin Abst. d. M., II., 142, bemerkt hierüber: „Die Stimmorgane sind oft in den beiden Geschlechtern verschieden, zuweilen aber in beiden gleich entwickelt. Können derartige Verschiedenheiten dadurch erklärt werden, dass die Männchen diese Organe und Instincte erlangt haben, während die Weibchen von einer Ererbung derselben dadurch bewahrt wurden, dass ihnen daraus eine Quelle von Gefahr, die Aufmerksamkeit von Raubvögeln und Raubthieren auf sich zu lenken, entstanden sei? Dies scheint mir nicht wahrscheinlich zu sein, wenn wir an die grosse Zahl von Vögeln denken, welche unge-

*) Darum bläht sich und vibriert beim Zwitschern selbst einfacher Töne der Kehlkopf des Männchens, auch äusserlich wahrnehmbar, woran man den Unterschied des Geschlechtes zu erkennen vermag, da dies wegen des schwächeren Tonansatzes bei den Weibchen nicht der Fall ist.

strafft die Landschaft mit ihren Stimmen während des Frühjahrs erheitern“. Vielleicht sind auch darum bei freilebenden Vögeln Männchen in grösserer Anzahl vorhanden als Weibchen, um den grösseren Ausfall zu decken, weil eben jene häufiger in den Kämpfen untereinander zu Grunde gehen und eher Gefahr laufen die Beute der Feinde zu werden, welchen sie sich durch lauten Gesang und auffälliges Gefieder leichter verrathen. In Kriegsjahren werden ja auch mehr Knaben geboren. Das mag der Tendenz zugeschrieben werden, zur Erhaltung der Art durch das entsprechende Plus den Ausfall zu ersetzen. Bei domesticirten Singvögeln (Kanarienvögel), wo den Männchen besondere Obhut und Pflege zugewendet wird, überwiegt zum Verdrusse der Züchter die Anzahl der Weibchen. Weit stichhaltiger wäre übrigens die Einwendung: es sind gerade die besten Sänger, welche sich mit den Weibchen in's Brutgeschäft theilen. „Eine sicherere Folgerung“, meint Darwin a. a. O. II., 143, „ist, dass, wie die Stimmorgane und instrumentalen Einrichtungen nur für die Männchen, während ihrer Werbung von speciellem Nutzen sind, diese Organe durch geschlechtliche Zuchtwahl und beständigen Gebrauch allein bei diesem Geschlechte entwickelt wurden, während die aufeinanderfolgenden Abänderungen und die Wirkungen des Gebrauches von Anfang an in ihrer Ueberlieferung in einem grösseren oder geringeren Grade auf die männlichen Nachkommen beschränkt wurden“. Nicht zu vergessen ist dabei einerseits, dass das sonst unanfechtbare Naturgesetz von der geschlechtlich beschränkten Vererbung vortheilhafter Eigenthümlichkeiten hier in seiner Anwendung, wenn auch nicht aufgehoben, so doch gekreuzt wird durch den Nachtheil, den die Sondereigenschaften für das Männchen im Gefolge haben; und ferner: warum sollte nicht auch das Organ des Gesanges beim Weibchen durch Nichtgebrauch verkümmern oder sich blos auf das Männchen vererben, wie Schmuckentwicklung und andere distincte Merkmale zum Zwecke der Bewerbung, während doch, wie schon erwähnt wurde, die Tonwerkzeuge beider Geschlechter anatomisch wenig oder gar nicht differiren? Diese und ähnliche Bedenken entfallen oder verringern sich bedeutend, wenn man die Tendenz des Vogelsanges in dem melodischen Austönen eines reinen Lustgefühles oder einer gemischten Empfindung, in welcher das Lustgefühl überwiegt, findet. Es gibt ja auch ein süßes Weh und einen Schmerz auszusingen, ist mit einem frohen Behagen verbunden. „Im Liede verjüngt sich die Freude, im Liede verweht sich der Schmerz“, lautet ein Vers Körner's. Beim Vogelsang haben wir es jedoch zumeist mit den Aeusserungen des reinen Lustgefühles zu thun. Der Vogel singt zunächst zum eigenen

Vergnügen; denn er schmettert oft gar lustig, wenn er ganz allein sich weiss. Im Liebeslenze, wo alles Leben sich potenzirt, und zum gewaltigen Minnetriebe sich noch das Streben, die Nebenbuhler zu besiegen, der Hochgenuss des Triumphes hinzugesellt, erreicht der Gesang die höchste Vollendung. Das Vogelmännchen singt aber auch, um das bereits erworbene Weibchen während des beschwerlichen Nistens und Brütens zu ergötzen, um die Jungen aufzuheitern, und bei domesticirten Vögeln, um dem Herrn und Pfleger ein Vergnügen zu bereiten, und daran sich selber zu vergnügen. Und endlich singt der Vogel — was man gemeiniglich aus Gewohnheit nennt, richtiger ausgedrückt — weil dem Singorgane die Tendenz innewohnt, es fungiren zu lassen und zu üben. Alle genannten Aeusserungsformen lassen sich sonach auf das Punctum saliens alles Lebens zurückführen: auf die Lust am Sein, respective an den Mitteln zur Erhaltung des Seins für sich und die Nachkommen.

Das Grasmückenmännchen, das, wie erwähnt wurde, sein einziges gerettetes Junge mit der treuesten Hingebung pflegte, begann nach zehntägiger Pause, obgleich weder ein Weibchen noch ein Männchen seiner Art in der Nähe war, wieder häufiger und intensiver zu singen, augenscheinlich um das frühzeitig aus dem Neste verjagte, der Freiheit und mütterlichen Pflege entbehrende, vereinsammt sich fühlende Thierchen aufzuheitern. Darum gestaltete sich jeden Abend der Abschied von dem kläglich schreienden Sprössling unter besonders häufigem Aetzen und hellerem Singen geradezu rührend. Als nach acht Tagen der junge Vogel aus dem ihm gereichten Napfe selbstständig das Futter zu picken begann und nach Mücken und Fliegen, die durch den Käfig schwirrten, schnappte, nahm das Füttern und Singen des Alten tagsüber sichtlich ab und blieb vor der Nachtruhe fast unverändert, bis nach der „Mündigkeitserklärung“, von der ich Kosmos, X. Band S. 142 schon erzählte, der Alte gänzlich ausblieb.*) Das Aufmuntern und Trösten muss wohl für den Sänger mit einem gewissen Lustgeföhle verbunden sein.

Das Vogelweibchen singt in den weitaus meisten Fällen nicht und

*) Herr Victor Ritter von Tschusi zu Schmiedhoffen, Präsident des Comités für die über Anregung des Kronprinzen Rudolf in's Leben gerufenen „Ornithologischen Beobachtungsstationen in Oesterreich und Ungarn“, von denen man sich in Fachkreisen bedeutende Ausbeute und wissenschaftliche Förderung verspricht, schrieb mir darüber: „Von besonderem Interesse war die Beobachtung für mich, die Sie in Bezug auf die „Mündigkeitserklärung“ der Jungen gemacht, da ich selbst zweimal Zeuge eines ähnlichen Vorganges war. Auf einer Besizung an der Donau, wo ich mehrere Sommer verbrachte, brütete in dem an hohen

zwar aus einer tieferliegenden, im Gemüthsleben auch des weiblichen Thieres ruhenden Ursachen. Es fehlt ihm nicht die Tendenz, einem Lustgefühle tönenden rhythmischen Ausdruck zu geben, ebensowenig, als ihm das Organ dazu fehlt. Aber das „ewig Weibliche“ legt auch dem Vogel eine gewisse Beherrschung und Reserve auf, sei es nur die Selbstbeherrschung, den Anschein bescheidener Zurückhaltung durch ein gewisses Sprödehuth zu wahren, bald unbewusst und bald mit wohl-berechneter Absicht. Die Erfahrung, dass die Liebeslust des Männchens durch Gleichgiltigkeit und Widerstand gereizt und bis zur Raserei gesteigert werden kann, lässt das Vogelweibchen alle Künste, „abgefeimter Coquetterie“ entfalten, von der Mantegazza sagt: „Kein Weib der Welt kann die abscheuliche Raffinirtheit eines Kanarienvogelweibchens übertreffen, welches dem Ungestüm des Männchens anscheinend Widerstand leistet. Alle die unzähligen Arten, womit die Frauenwelt ein Ja unter einem Nein verbirgt, sind nichts gegen die abgefeimte Coquetterie, die verstellten Fluchtversuche, die Bisse und die tausend Kniffe der weiblichen Thierwelt.“ Aehnlich Brehm, Thierleben IV. 215. Der männliche Vogel findet an dem Weibchen das anziehend und begehrenswerth, was ihm selber abgeht. Das Gegensätzliche sucht er bei ihm mit elementarer Gewalt auf. Der kräftige Gesang beim Weibchen würde ihn gerade so anmuthen wie der Bart bei einer Frau den Mann. Ein Grund mehr für das Weibchen zu lautlicher Selbstbeschränkung und Zurückhaltung. Der Mann wirbt, so lautet ein morgenländisches Sprichwort, um Liebe mit dem Munde, das Weib blos durch Mienen und Geberden. Bei dem Vogelgeschlechte, bei dem das Liebesleben mehr und intensiver als bei irgend einer anderen Thiergattung sich entfaltet, ahnt, fühlt und weiss das Weibchen, dass eine bescheidene Anmuth, die stille Kraft, das Unauffällige und dabei doch Vielsagende zarter, leiser Kundgebung, Reize sind, welche unwiderstehlich auf das Männchen wirken, es zum Begehren entflammen, und darnach richtet das Weibchen sein Benehmen gegen den Liebeswerber ein. Uebrigens sagt Toussenel: „Der Gesang ist auch dem Weibchen gegeben; und wenn es keinen Gebrauch davon macht, so ist es darum, weil es mehr und besseres zu

Bäumen reichen Garten ein Paar Rabenkrähen. Eines Nachmittags hörte ich im Garten plötzlich ein von vielen Krähen herrührendes Gekrächze, und als ich mich der Niststelle der Krähen näherte, da flog von dem Baume, auf dem das Nest stand, eine grössere Zahl Krähen ab, die noch längere Zeit den Baum umkreisten und wie die Jungen heftig schrieten. Damals konnte ich mir die Ursache dieses gewaltigen Aufruhrs unter den Krähen nicht erklären, den nächsten Morgen aber hatten die Jungen das Nest verlassen. Hier machte ich dieselbe Beobachtung bei Staaren.

thun hat, als zu singen. Aber es hat in seiner Jugend einen Cursus der Musik so gut wie seine Brüder durchgemacht, und sein Geschmack hat sich mit den Jahren entwickelt. Und dieses war nothwendig, damit es in den Stand gesetzt würde, den Reiz der Elegieen zu würdigen, die man ihm eines Tages zuseufzen werde, und dem Würdigsten den Preis seines Gesanges zuzuerkennen. Aber die Weibchen verstehen es vortrefflich, sich in der Sprache der Leidenschaft auszudrücken, wenn die Phantasie sich ihrer bemächtigt, oder wenn die Einsamkeit sie dazu verurtheilt.“ Auch Fischer a. a. O. 26, theilt mit, das in derselben Zeit, wo die Vogelmännchen das Zwitschern als erste Vorübung des Gesanges beginnen, die Weibchen dasselbe thun, wenn sie auch dabei nie über das Stümpfern hinauskommen. Bechstein (Stubenvögel 4) bemerkt, dass die Weibchen des Kanarienvogels, Gimpels, Rothkehlchens und der Lerche, besonders wenn sie im Zustande des Verwitwetseins sich befinden, einen melodiosen Gesang ertönen lassen. In einigen von diesen Fällen, meint Darwin (Abst. d. M. II. 46) kann man die Gewohnheit, zu singen, zum Theil dem Umstande zuschreiben, dass die Weibchen sehr gut gefüttert und in Gefangenschaft gehalten worden sind; denn dies stört alle die gewöhnlich mit der Reproduction im Zusammenhang stehenden Functionen. Es sind bereits viele Beispiele mitgetheilt worden von der theilweisen Uebertragung secundärer männlicher Charactere auf das Weibchen, so dass es durchaus nicht überraschend ist zu sehen, dass die Weibchen einiger Species auch das Vermögen zu singen besitzen. Ich füge nur hinzu, dass zur Hemmung eines Thätigkeitsdranges, zur Beherrschung einer Muskelfunction ebenfalls eine Kraft und deren Organ erforderlich sind und dass demnach die sauftabgetönte, innige Stimmgebung des Weibchens, sei es auch nur bei dem Piepen, Wispern, Kichern, Schmäätzen, Schluchzen, mit denen die Weibchen die Lockrufe der Männchen erwidern, ihre junge Brut unterhalten und sonstige Gemüthsstimmungen künden, eines dem männlichen gleichkommenden Stimmapparates bedürfen, der wegen Inactivität nicht zu verkümmern braucht. Der Unterschied in der sonoren Kraft und Ausdauer der Stimmgebung wird hinreichend dadurch markirt und erklärt,

Die Zeit des „Flüggewerdens“ war gekommen und in einem Nistkasten besonders waren die Jungen sehr laut. Nachmittags erschienen die im Garten zahlreich brütenden Staare auf dem Baume, wo der Nistkasten stand und flogen abwechselnd unter starkem Geschrei zu dem Flugloche, als wollten sie sich von dem Wachstume der Jungen überzeugen und verblieben lärmend längere Zeit auf dem Baume. Auch hier machten die Jungen am nächsten Morgen den ersten Flug in die Welt. Aehnliche Beobachtungen wurden meines Wissens noch nirgends gemacht.

dass, wie Hunter und Barrington (Phil. Transact. 262) behaupten, bei den ächten Sängern die Kehlkopfmuskeln der Männchen stärker sind als die der Weibchen. Anstatt wie Darwin in dem Sangapparate der Weibchen eine theilweise, aber im Grunde nutzlose Uebertragung secundärer männlicher Charactere auf das Weibchen zu erblicken, möchte ich es somit für statthaft halten, die uneingeschränkte Vererbung des Singorganes als einen allgemeinen, den beiden Geschlechtern zukommenden Character anzunehmen, mit der Wirkung, durch doppelseitige Vererbung die für das Männchen zu seinem wichtigsten Lebensacte und daher auch für die Erhaltung der ganzen Art nothwendige organische Vorrichtung mit umso grösserer Wahrscheinlichkeit zu erhalten. — Von mitbrütenden Männchen, für welche die Gabe des Gesanges ein Danaergeschenk sein mag, das sie schon aus der Ferne den Feinden verräth und diese auch auf die Spur des Nestes führt, in dessen Nähe sie gewöhnlich bleiben und ihre Hymnen singen, gilt wohl was Darwin a. a. O. II. 146, von den Vögeln mit auffallend glänzendem Gefieder sagt: „Es kann indessen für das Männchen von einer so capitalen Bedeutung sein, brillant gefärbt zu werden, um seine Rivalen zu besiegen, dass etwaige weitere Gefahren hiedurch mehr als ausgeglichen werden.“

Das Singen aus blosser Rivalität, aus Eifersucht ohne Liebesobject, findet seine volle Erklärung in der mit einem Lustgeföhle wirkenden Tendenz, sich geltend zu machen, andere zu überbieten. Verschwindet das Lustgeföhle, durch einen traurigen Affect verdrängt, so hört auch das Wettsingen auf. Darum sind frisch eingefangene Vögel im Käfig sanglos — was übrigens auch bei domesticirten, zusammen in ein Bauer gegebenen Männchen der Fall sein kann — weil die Unlust durch die verlorene Freiheit, beziehungsweise durch den beschränkten Besitz und Verfügungsraum erzeugt, keine Sangeslust aufkommen lässt. Die gleiche Noth lässt sie auch der Rivalität vergessen.

Zahme Vögel singen auch aus einer Art von Dankbarkeit, um dem Herrn oder Pfleger zu gefallen, nachdem sie die Wahrnehmung gemacht, dass sie ihm durch ihr Liedchen, eine Freude bereiten, was zugleich eine wohlthuende Wirkung auf sie selber übt. Darum singen sie zu verschiedenen Jahreszeiten und öfter als im freien Zustande. Dass Singvögel nach der Meinung und dem Beifall ihres Pflegers fragen und sich richten, dürfte sich aus folgender merkwürdigen Wahrnehmung, die ich zu machen Gelegenheit hatte, ergeben. *)

*) Die actuelle Ausführlichkeit, mit der ich die Beobachtung wiedergebe, mag, in der Rücksicht auf die daraus sich ergebenden wichtigen Schlussfolgerungen, eine Entschuldigung finden.

Ein hierzulande sehr beliebter Stubensänger, dem von den Ornithologen weit weniger Aufmerksamkeit zugewendet wird als er verdient, ist die Steindrossel, *Turdus saxatilis*, der auf einsamen Höhen, besonders der Karpathen nistet, daher einsamer Spatz genannt. Man schätzt ihn wegen seiner schönen Färbung — Kopf, Hals und Brust stahlblau undulirt, dem Staare ähnlich, Rücken und äussere Flügel röthlich braun, die Innenseite der Flügel, Bauch und Schweif lebhaft orangeroth, davon sei Name Steinröthel — mehr aber noch wegen seines sanften, flötenden Gesanges, worin nach kurzen Läufen schalkhafte Locktöne wiederkehren, und endlich wegen seiner seltenen Intelligenz und Gelehrigkeit. Er hat die Natur des Spottvogels und ahmt gerne von selber fremde Laute nach. Es gibt abgerichtete Exemplare, die zehn Stücke pfeifen und jedes einzelne Stück auf ein besonderes Zeichen wie auf Commando hören lassen. Ich bekam einen solchen aus dem Neste, der bald zahm und zutraulich wurde. Sein Käfig hing hinter dem Fenstervorhang meiner Studierstube, an welche mein Schlafzimmer stösst. Einige Male hörte ich am frühen Morgen das Krähen eines Hahnes, aber so melodisch rein, dass es mir auffiel, und so abgetönt, als ob es aus einem fernen Hofe herüber käme. Ich dachte an alles, nur nicht an meinen einsamen Spatz, der sich in meiner Gegenwart nie als Kikeriki producirte. Aber bald sollte ich dem seltsamen Krähdebutanten hinter die Schliche kommen. Ich war zeitlich aufgestanden, in meine Studierstube gekommen, als mein Säger noch den Kopf hinter den Flügeln hatte, und sass lange ruhig in einer andern Ecke. Da wird es im Käfig lebendig. Von dem Vogel nicht bemerkt, sehe ich ihn durch eine Falte des Vorhanges, wie er die Flügel und den einen Fuss reckt und streckt, sich die Federn strahlt und putzt. Nun setzt er mit der Stimme ein und — kräht, wie ich es vom andern Zimmer oft gehört, ohne den Simulanten zu ahnen. Sähe ich nicht den geöffneten Schnabel, das Zittern der sich blähenden Kehle, ich glaubte es noch jetzt nicht, so von der Ferne kommend klingt der Ton. Ich trete plötzlich hinter dem Vorhang hervor. Kaum dass er meiner ansichtig wird, bricht er mitten im Krähen ab, was er sonst im gewöhnlichen Gesange, wenn ich zu ihm hintrete, niemals thut, und flattert unruhig hin und her, als hätte er was Schlimmes angestellt. Ich verlasse die Stube und passe in der Nähe auf. Er kräht nicht mehr, auch den andern Morgen nicht, erst zwei Tage später Früh, bevor sich noch etwas in seiner Nachbarschaft regte. Mitten im Krähen öffne ich die Thüre, er hört auf und ist auch in Gegenwart von Anderen zum Krähen nicht zu bewegen. Dass der Vogel krähte, ist an sich

nichts Merkwürdiges; denn manche Vögel ahmen andere Thierlaute nach. Es ist das ein Spiel zu eigenem Vergnügen, die Lust am Fabuliren in die Vogelnatur übertragen. Und im Nachahmen übertrifft ja, wie Darwin a. a. O. I. 32 bemerkt, das Thier den Menschen; obgleich Wallace auch vieles von der Verstandesarbeit des Menschen auf Nachahmung und nicht auf Ueberlegung zurückgeführt wissen will. — Seltsamer ist das bauchrednerische Kunststück des Vogels, den Timbre und die Tonfärbung eines aus der Ferne kommenden Krähens täuschend nachzuahmen. Das Beachtenswertheste jedoch bleibt bei der ganzen Sache, dass der Vogel in meiner Gegenwart nicht krähen wollte, und sich darin unterbrach, wenn Jemand dazu kam. Eine unangenehme Erfahrung konnte er mit dem Krähen nicht gemacht haben, da ich ihn in Pflege übernommen, noch bevor er recht zwitschern konnte, und ich ihn wegen des Krähens nie gestraft hatte. Da also diese Thatsache auf keine Ideen- oder Gefühlsassosiation zurückzuführen ist, so konnte es nur ein gewisses Schamgefühl sein, das ihn bestimmte, in meiner Gegenwart nicht zu krähen. Er musste das spottende Imitiren des Hahnes als eine für einen solchen edlen Sänger ungeziemende Handlung ansehen, für etwas Unanständiges, für einen losen Streich, dessen sich sein ästhetisches Vogelgewissen, besonders vor seinem Herrn, zu schämen hatte, an dessen Achtung und Beifall dem Vogel gelegen war. Damit wäre ein Nachweis mehr geliefert, dass dem Thiere auch jene psychischen Eigenschaften zukommen, welche gewöhnlich als specifisch menschliche Unterscheidungsmerkmale aufgefasst und angeführt werden, nämlich was man Scham und Schicklichkeitsgefühl und Gewissen nennt — und vom Gewissen bis zu religiösen Regungen, wie sie E. v. Hartmann in seinem Buche „Das religiöse Bewusstsein u. s. w.“ S. 4, den Thieren zumuthet, ist nur ein Schritt.

III.

Entwicklung

des Singapparates und des Sangtriebes der Vögel.

„Sprechen ist ein lautes Denken.“ Mit demselben Rechte kann man Singen ein lautes Fühlen nennen. Wie die Sprache beim Menschen, so mag wohl der Gesang bei den Vögeln als das eminenteste Entwicklungsergebniss gelten. Die Fähigkeit zu singen, d. h. Töne in bestimmten Intervallen und in gewisser Wahl und Aufeinanderfolge durch die Kehle hervorzubringen, so wie die Tendenz dazu hat gradweise sich und ihr Organ ausgebildet, in der Entfaltung sich gegen-

seitig steigend. Wenn also von der Entwicklung des Vogelsanges die Rede ist, so muss man an die Entwicklung des Singapparates und des Sangtriebes denken. Zunächst an das Organ der Stimmerzeugung, weil ja die Luftröhre als Trägerin der wichtigsten Lebensfunction schon vorhanden war, bevor sie sich zur Tongebung bei den Vögeln adaptirte. Die Trachea, der vermittelnde Kanal zum steten Austausch der atmosphärischen Luft und der im Körper durch Prozesse des Stoffwechsels und der Oxydation erzeugten Gase, ward schon uranfänglich zum Reguliren des Ein- und Ausathmens mit einem primitiven Verschlusse versehen, der mit dem entsprechenden Spiel der Thoraxmuskeln und des Zwerchfells in completirende Action trat. Der Verschluss soll ja auch die Luftröhre vor dem Eindringen der unter dem Drucke der Schlingbewegungen vorübergleitenden Nahrungspartikelchen schützen. Bei Lebewesen, deren Brustmuskel- und Athmungsthätigkeit zum Behufe des Fluges und der Speisung der Lunge, der hohlen Knochen und Zellen mit Luft so enorm wie bei keinem andern Thiere ist und bei denen das längere Zurückhalten des Athems in den aufgeblasenen Lungen schon deshalb erforderlicher sich erweist, um das Volumen des Vogels zu vergrößern, sein specifisches Gewicht auch durch die innere erwärmte, mithin leichtere Luft zu verringern, den Widerstand und die Tragfähigkeit der äusseren Luft zu vermehren, musste der Verschluss der Luftröhre kräftiger und complicirter sich gestalten. Es entstand ein doppelter Verschluss oben und unten: der obere Kehlkopf und der untere vor dem Einmünden der Luftröhre in die Lungen und der Abzweigung in die Bronchien. Die inpetuöse Athmung, das stossweise Ein- und Hervordrängen der Luft bedingt unausweichlich nach acustischen Regeln eine Tongebung. Geräth in die Spalte ein Schleimklümpchen oder Faden, oder bildet sich, was bei dem Schleimhautüberzug der Trachea leicht vorkommt, durch energisches Luftausstossen eine Excoriation, Faltung oder Wulstung der Schleimhaut in der Weise, dass eine dünne schwingende Membran zwischen die Spaltöffnung geräth und darin sich verfängt und gar zungenpfeifenartig anlöthet, so werden die zufällig und unabsichtlich erzeugten Geräusche mannigfaltig. Wiederholt der Vogel den oftmals zufällig aussgestossenen Ton absichtlich, erst ohne Zweck und dann, weil und nachdem er bestimmte Wirkungen des Tones auf sein eigenes Gehör oder das anderer Wesen, die ihm nicht gleichgiltig sind, wahrgenommen, so laugt er bei der absichtlichen, zielbewussten, articulirenden Stimmgebung an, der sich auch, wie später nachgewiesen werden soll, der geeignete Stimmaparat (Knorpelgehäuse, Stimmritzen und Stimmbänder mit der nöthigen Muskulatur) adjustirt.

Der ungemeine vocale Nachahmungstrieb der Vögel findet in den höhern Luftschichten, in welche Stimmen von Menschen, Thieren u. s. w. dringen, im Rauschen, Sausen und Pfeifen des Windes durch Baumwipfel, im Anklingen der Luftströmung an Dolomiten und im Ziehen der Luft durch tönende Felsenspalten, im Prasseln des Regens und Plätschern des Baches über klirrende Kiesel ein reiches Repertoire phonetischer Eindrücke zum Nachbilden.*) Auf den Wanderungen und weiten Flügen sind Zug- und auch Strichvögel darauf angewiesen, in die Ferne, wohin der Blick nicht reicht, Tonsignale (Warnungs-, Lock- und Verständigungsrufe) den Genossen zu geben. Die gleiche Nothwendigkeit waltet auch bei Standvögeln ob, die das Nestmaterial, Futter und Trank auch aus der Ferne zu holen haben und selbst in der Nähe, durch Gebüsch oder Röhricht verdeckt und dem Auge entrückt, mit den Gefährten und den Jungen durch Tonzeichen einen steten Rapport unterhalten müssen.

Vögel besitzen in hohem Grade Kunstsinn, ästhetischen Geschmack für das durch Ohr und Auge Wahrnehmbare. Den Kleinen und unscheinbar Befiederten unter ihnen ist dabei auch in höherem Masse der Trieb eigen, ihre kleine unansehnliche Person geltend zu machen, laut zu werden, Aufmerksamkeit zu erregen, sei es aus Eigenliebe, aus Gefallen an sich, oder aus sexueller Liebe und Rivalität, und endlich pulsirt in den leichtbeschwingten Gesellen die frische frohe Lebenslust von Wesen, die von Nahrungssorgen nicht sonderlich bedrückt sich fühlen, denen überall der Tisch reichlich gedeckt ist, die nach Lust und Laune ihren Aufenthalt wählen, für welche die schöne oder ihnen genehme Jahreszeit nie aufhört, die pfeilgeschwind vom Herbst und Winter in den Frühling hineinzufliegen und umgekehrt, wenn es ihnen anders beliebt und welche mit einem von uns Menschen kaum geahnten Lustgefühl in den reinen Lüften, hoch über dem Gewoge und dem Dunstkreis des gewöhnlichen Erdenlebens, sicher und behaglich sich wiegen, schweben und ziehen. Sollte in ihnen nicht etwas wie ein poetischer Trieb erwachen, die überströmende Lust in lieblichen und schmetternden Klängen melodisch auszutönen?

Das bisher in gedrängter Kürze mit einigen Linien umrissene Entwicklungsbild des Vogelsanges soll nun durch Nachweise und Exemplification weiter ausgeführt werden u. zw. a) anatomisch, b) morphologisch und c) psychophysisch; oder mit andern Worten, die

*) Das Auffallen von Wassertropfen aus einer beträchtlichen Höhe auf eine Steinplatte klingt überraschend ähnlich manchen Ruflauten der Finken, Meisen, Wachteln, Grasmücken — eine Wahrnehmung, die ich vor Kurzem in einer Tropfsteinhöhle machte.

Darstellung verbreite sich auf anthropotomischer Grundlage über Gestalt und Beschaffenheit der Luftröhre und beider Kehlköpfe bei den Singvögeln, ferner über die Entstehung und Entwicklung dieser Organe im Vergleiche zu den gleichnamigen bei den nächst niedrigeren Classen der Reptilien und Amphibien und schliesslich über die geistigen Eigenschaften und Kräfte sowie Gemüthsaffecte, welche den Gesang anregen und erzeugen.

a) Anatomische Grundlegung.

Die Luftröhre ist bei warmblütigen Wirbelthieren mit vollkommener Lungenathmung namentlich beim Menschen ein verschiebbares, biegsames, mit elastischen Wandungen versehenes Hohlgebilde zwischen Kehlkopf und Lunge. Sie bildet im Querschnitt einen Dreiviertelkreis, vorn und an den Seiten gewölbt, hinten abgeplattet, zu drei Vierteln in ihrem gewölbten Theile mit in der Zahl und zuweilen auch in der Einzelgestaltung variirenden knorpeligen (auch hornigen oder knöchernen) C förmigen Ringen, in ihrem hintern abgeplatteten Theile hingegen nur häutiger Natur. Bei Vögeln indess sind die Ringe in der Regel ganz geschlossen. Nur Vögel mit stellenweise erweiterten Luftröhren (wie *Anas clangula*, *fusca* etc *Mergus*-Enten, *Dromaeus* u. A.) weisen an den Erweiterungen unvollständige Ringe auf. Das häutige Gerüst der Trachea besteht aus reifem fibrilärem Bindegewebe, dessen Fascikelgruppen meist die Längsrichtung einhalten und denen sich viele elastische Fasern beimischen. Zwischen den einzelnen Knorpelringen erstrecken sich über letztere als Perichondrium sich fortsetzende Bindegewebsbündel, die sogenannten Ligamenta interannularia, deren stärkster das Ringknorpelluftröhrenband ist. In dem den hintern abgeplatteten häutigen Theil der Luftröhre bildenden Bindegewebe finden sich Querlagen glatter Muskelfascikel, zwischen denen sich hie und da Knorpelplättchen befinden sollen — möglicherweise rudimentäre Reste der rückgebildeten Ringsegmente von früheren geschlossenen Knorpelringen. — Die innere Auskleidung der Luftröhre, die Schleimhaut (unreifes, gallertartiges Bindegewebe) ist mit einer einfachen Lage cylindrischer Flimmerepithelien bedeckt. Die Knorpel sind hyalin, d. h. sie zeigen eine milchglasartige, homogene oder mattgranulirte Grundsubstanz, die Lacunen enthält, in welche die zelligen Knorpelkörperchen eingelagert sind. Gewöhnlich zu zweien und mehreren in Gruppen vereinigt, platten sie nahe zusammenrückend ihre Wandungen gegen einander ab. Die Uebergangsformen des hyalinen Knorpels überhaupt sind Faserknorpel, wo die gestreifte Grundsubstanz öfter von vielen in parallelen Bündeln angeordneten

Fibrillen durchzogen sind, welche letztere einander durchkreuzen und durchflechten können, und Netzknoorpel, der nach Virchow durch Verschmelzung der Zellen der Grundsubstanz entsteht, bei welcher die Faserung weiter vorgeschritten ist. Luschka bezeichnet den Ringknoorpel am menschlichen Kehlkopfe (*Cartil. cricoidea*) als eine höhere Metamorphose der Knorpelstreifen der Luftröhre. Die Bindegewebshülle, welche die Knorpel einschliesst, geht in die Beinhaut, die Grundsubstanz in Knochensubstanz über, wobei zunächst ein streifiges, asbestähnliches Gefüge bemerkbar wird. H. Müller, Bauer u. A. wollen zwar behaupten, dass hyaliner Knorpel sich nie zu Knochen umgestalten könne; Lieberkühn hingegen, dem sich auch R. Hartmann anschliesst, erklärt den verknöchernenden Hyalinknoorpel für ein Bildungsstadium des Knochengewebes. Virchow und Reichert haben übrigens die Identität der geformten Bindesubstanzelemente, der Knochen-, Knorpel- und Bindegewebskörperchen nachgewiesen. Letzterer meint, dass alle Gewebe, welche im Organismus in einem natürlichen Zusammenhange angetroffen werden, bei aller Differenz, welche sie jenseits der Uebergangsstelle offenbaren mögen, gleichwohl zu einer und derselben speciellen Entwicklungsreihe gehören und untereinander gleichartige Glieder darstellen müssen. Nach diesem Continuitätsgesetze bestimmte er die Verwandtschaft der Bindesubstanz zu einander.

Alle die schleimigen, häutigen und knorpeligen trachealen Bestandtheile und deren Eigenthümlichkeiten enthalten also, das sei schon jetzt gesagt, die Elemente und Disposition zur Bildung des Kehlkopfes der Vögel, sowohl des obern als des untern. Der Kehlkopf ist nichts anderes als die verschliessbare consistentere Ausgestaltung der Luftröhre mit ausgebauchteren, festeren Faser- und Netzknoorpeln, zu denen die hyalinen sich verhärten, mit sehnigeren Bändern und entwickelteren, faltigeren Schleimhäuten. Beim obern und einzigen Kehlkopfe der Säugethiere bilden das Stimmorgan, besonders des Menschen, welches nach Brücke (*Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute*) siebenzig bis achtzig genetisch definirbare Sprachlaute zu erzeugen im Stande ist, Kehldeckel, Schild-, Ring-, Giessbecken- u. a. Knorpel, sowie die entsprechenden Bänder, von denen einige Luschka nicht als eine für sich bestehende Bildung, sondern nur als einen integrierenden Bestandtheil der allgemeinen elastischen Kehlkopfhaut betrachtet, welche die Innenfläche des Knorpelgerüsts auskleidet, endlich dilatirende und comprimirende Muskelbündel, besonders *M. constrictor rimae glottidis*, manche darunter, wie *M. constrictor vestibuli laryngis* und die Santorini'schen Knorpelmuskeln nicht constant.

Die Kehlkopfschleimhaut, welche die Innenseite aller Knorpel und Bänder, auch der Chordae vocales, dieser eigentlichen Stimmerzeuger, überzieht, ist eine weitere Fortbildung der Luftröhrenschleimhaut, besitzt schon ein aus reifem Bindegewebe bestehendes Substrat, welchem reichlich elastische Fasern beigemengt sind, und ist zum Theil mit geschichtetem Platten- und Flimmerepithel bekleidet.

Nach dem gleichen histologischen Principe, wenn auch formverschieden vom obern Kehlkopf der Säugethiere, gestaltete sich die Luftröhre der Vögel zum untern Verschluss, ihrem eigentlichen Kehlkopfe. Durch die erhöhte Athmungsthätigkeit der Luftröhre bei Federthieren, wo dieselbe nicht nur die Lungen, sondern auch pneumatische Knochen und subcutane Lufträume mit atmosphärischer Luft zu speisen und bei der erhöhten Körpertemperatur von 35° R. einen raschern und intensivern Gasaustausch zu vermitteln hat, sind die Trachealknorpel als Luftröhrenskelet vollständiger zu einem ganzen Ringe entwickelt und zum knorpeligen Doppelverschluss gediehen. Bei dem Fehlen der Kauwerkzeuge, des Zäpfchens und Kehldeckels ist die Gefahr eine imminente, dass rauhe, harte Nahrungspartikel beim Schlingen oder gar Hinabwürgen in den Stimmritzbändern und Falten sich verfangen und die Erstickung des Thieres herbeiführen, besonders bei Vögeln, die ihre härtere Nahrung auch unzerbissen hinunterschlingen, ohne dass diese zuvor, wie bei höhern Thierordnungen im Isthmus faucium durch die Verengerung des weichen Gaumens, des Zungengrundes, der Gaumenbögen und der Mandeln in eine oblonge Form zum bequemen Hinabgleiten in den Pharynx und Oesophagus gebracht wird. Der obere Kehlkopf ist darum bei den Vögeln nichts als eine in den angewachsenen Speiseröhrengrund zwischen dieser und der Zungenwurzel mündende Spaltöffnung, die nach der Zunge hin sich ein wenig elliptisch erweitert. Denkt man sich den ersten Knorpelring der Trachea ungefähr siebenfach verbreitert und von dem äussersten obern Punkte der Peripherie bis zum gleichen entgegengesetzten untersten, einen schiefen Cylinderdurchschnitt geführt, so erhält man eine gebogene hornige Knorpelplatte, welche schildknorpelartig das untere schützende Gerüste des Luftröhrenspaltes bildet und die, gerade gebogen, ein halbes Eirund darstellt.

Die Spalte ist inwendig mit einer Schleimhaut überzogen, deren convergirende Ränder in frausenartige Wärzchen, mit den Spitzen nach der Mundöffnung gerichtet, endigen und offenbar die Bestimmung haben, nicht nur die eingezogene Luft zu filtriren, sondern auch die Stelle

des fehlenden Kehldeckels, Zäpfchens und Gaumensegels ersetzend, die vorübergleitenden Speisen von dem Eindringen in den Luftweg abzuhalten. Dieser Zweck wird um so vollständiger erreicht, als durch die Muskelcontractionen des Schlundes bei den Schlingbewegungen die befranste Spaltöffnung ganz und dicht geschlossen wird. Es wird nicht überflüssig sein, hier den Schluckvorgang beim Menschen, wie ihn Hyrtl so prägnant darstellt, zum Vergleiche anzuziehen: „Die Mitwirkung des Kehldeckels beim Schlingen beschränkt sich auf ein temporäres Verschliessen des Ostii laryngei. Der Kehldeckel wird aber nicht, wie man irrigerweise glaubt, durch den Bissen auf den Eingang des Kehlkopfes niedergedrückt und dient ihm keineswegs dazu, wie über eine Fallbrücke in die Pharynxhöhle zu gleiten. Der Kehldeckel kommt vielmehr mit dem Bissen in gar keine Berührung, sondern wird einerseits durch die Zurückziehung der Zunge beim Schlingen, andererseits durch die gleichzeitige Hebung des Kehlkopfes, zwischen diesen beiden Organen so eingeklemmt, dass nur der Saum seines Randes freibleibt. Nicht der Bissen, sondern die Zunge drückt also den Kehldeckel nieder und der Kehlkopf drückt sich an den Kehldeckel von unten her an. Durch beide Momente entsteht ein genauer Verschluss des Zuganges zum Kehlkopf“. (Hb. der topographischen Anatomie I. 533 f. f. Vgl. auch G. H. von Meyer, Stimm- und Sprachbildung, 8).

Der obere Kehlkopf der Vögel ist hauptsächlich eine einfache Hemmungsvorrichtung ohne Stimmritzbänder und höchstens zur Modulirung des Tones und dessen Articulirung verwendbar. Der eigentliche Stimmapparat jedoch ist nach Unten bis vor die Gabelung der Luftröhre verlegt. Bei den Säugethieren leisten die untern Stimmbänder allein das Wesentliche der Stimmerzeugung. Ein menschlicher Kehlkopf, an welchem die obern Stimmbänder und die Ventriculi Morgagni abgetragen waren, sprach noch an, wenn er durch die Luftröhre angeblasen wurde. Aehnlich verhält sich der obere und untere Kehlkopf der Vögel zur Stimmerzeugung. Der letztere hat einen breiten hornigen Absatz, welcher im Kleinen das Gerüste einer oblongen Trommel darstellt. In diese Trommel ragt von unten aus der Vereinigung der beiden Bronchien eine ebenfalls hornige Scheidewand herein und eine halbmondförmige Haut überragt noch diese letztere. Jede Bronchie hat da, wo sie in die Trommel mündet, einen Verschluss mit einer Stimmritze und zwei Stimmbändern. Durch gewisse Muskeln, welche sich theils an die Trommel, theils an die Ringe der Luftröhre und der Bronchien heften, können die Häute, aus welchen jene Stimmwerkzeuge gebildet sind, mehr oder weniger angespannt werden und auf diese Weise entstehen die

verschiedensten Töne, deren Lieblichkeit ebenso als ihre ausserordentliche Stärke in Verwunderung setzt. Bei denjenigen Vögeln, deren Stimme der grössten Mannigfaltigkeit fähig ist, sind mehr Muskeln am untern Kehlkopfe vorhanden als bei solchen, welche nur weniger Töne hervorbringen, und bei den Vögeln, die blos ein einförmiges Geschrei ausstossen, fehlt die Verlängerung der Scheidewand innerhalb der Trommel und fehlen ebenfalls die Muskeln des untern Kehlkopfes. Die besten Sänger haben an diesem 5 Muskelpaare, der Kukuk dagegen, entsprechend seinem eintönigen Geschrei, nur ein Muskelpaar, ebenso die Tauben; der Papagei hat deren drei. Bei mehreren Hühnervögeln macht die Luftröhre, wahrscheinlich aus phonetischen Gründen, eigenthümliche Biegungen, bevor sie in die Lungen tritt. Schon beim Auerhahne sind solche sehr auffallend; bei den Steinhokkos läuft die Luftröhre sogar auf der rechten Seite des Brustbeinkammes bis zum Ende desselben, schlingt sich dort zur linken Seite herum, auf welcher sie zurückläuft, und geht erst dann durch die Gabel in die Bruthöhle. Bei vielen Reihervögeln ist die Luftröhre ausser der grossen Länge, welche sie wegen der Ausdehnung des Halses meistens ohnehin schon besitzt, zur Verstärkung der Stimme noch durch mehrere Biegungen verlängert. Beim Trompetenvogel zieht sich dieselbe über Brust und Bauch bis zum Hinterende des Körpers und kehrt ebenso zurück, um dann erst in die Bruthöhle einzutreten. Störche und andere Stelzvögel haben keinen eigenthümlichen Kehlkopfmuskel und begnügen sich daher, blos mit dem Schnabel zu klappern. Manche blätterschnäbelige Schwimmvögel haben am untern Kehlkopfe bedeutende, bei den Männchen stark aufgetriebene Knorpelkapseln zur Hervorbringung eines gellenden Geschreies. Enten zeigen diese Vorrichtung besonders auf der linken Seite des Kehlkopfes; bei Sägetauchern ist dieselbe ungeheuerlich entwickelt. Bei *Tetrao cupido* hat das Männchen zwei nackte orangefarbige Säcke an beiden Seiten des Halses, welche stark aufgeblasen werden, wenn es während der Paarungszeit einen merkwürdig hohlen, in einer grossen Entfernung hörbaren Laut ausstösst. (Audubon, ornitholog. Biograph IV. 507.) Das Männchen von *Tetrao urophasianus* hat, während es das Weibchen umwirbt, seinen nackten, gelben Kropf zu einer beinahe monströsen Grösse, mehr als halb so gross wie der Körper, aufgebläht und es stösst dann verschiedenartige kratzende, tiefe, hohle Töne mittelst dieses Resonanzwerkzeuges aus. Aehnliches findet sich bekanntlich bei den Fröschen. So sind z. B. bei *Rana esculenta* die Stimmsäcke des Männchens eigenthümlich, und es ragen beim Quacken mit Luft gefüllte grosse kugelige Blasen an beiden Seiten des Halses in der Nähe

der Mundwinkel nach aussen hervor. Der rabenartige südamerikanische Schirmvogel (*Cephalopterus ornatus*) hat vorn an seinem Halse einen langen fleischigen Anhang, der nach Bates und Wallace mit einer ungewöhnlichen Entwicklung der Luftröhre und der Stimmorgane im Zusammenhang steht, so dass der Vogel, wenn er seinen eigenthümlichen, tiefen, lauten und lange angehaltenen flötenartigen Ton ausstösst, jenen Anhang aufbläst. Vgl. Darwin a. a. O. II. 51. Den Vögeln, die stark anhaltende Laute von sich geben, ist es darum zu thun, recht viel Luft durch die Trachea in die zweitheiligen, an die Rippen sich schmiegenden Lungen und durch die Ausmündungen der Bronchienäste in die hohlen Räume des ganzen Körpers einzuziehen, die im Körper an verschiedenen Theilen unter der Haut und zwischen den Muskeln sich verbreiten und bis in die pneumatischen Knochen und in den Kopf die Luft führen, um dann, abgesehen von dem Athmungs- und Flugzwecke, mit dem grösstmöglichen Gebläse auf die Stimmwerkzeuge wirken zu können. Aus diesem Grunde schlägt der Hahn, bevor er kräht, bei aufgerichtetem Körper einige Mal mit den Flügeln, um seine Stimme zu verstärken, weil bei solchen Bewegungen die Luftzellen sich reichlicher mit Luft füllen als in der Ruhe. Ohne diese Vorbereitung ist sein Ruf schwach und kurz.

Als ein kräftiges Stimmwerkzeug dient auch den Sängern der hohle gewölbte Schnabel, zwischen dessen beiden Hälften die schlanke Zunge oscillirt, die Töne rundet, das Schmettern und Schmätsen hervorbringt. Das Schluchzen wird beim raschen, plötzlichen Einziehen der Luft erzeugt, wie das sogenannte Schlucksen beim Menschen. Bei jedem Einathmen erweitert sich nämlich die Stimmritze, wodurch das ventilartige Aneinanderschliessen der beiden Stimmbänder durch den eingeathmeten Luftstrom verhindert wird. Unterbleibt diese Erweiterung, so klappen die Stimmbänder bei spastischem Einathmen mit solcher Kraft zusammen, dass ein Laut wie ein Schlag entsteht: das Schluchzen, das „Zappen“, ähnlich wie unser Schnalzen mit der Zunge oder das Schmatzen mit den Lippen, oder mit Zunge und den Lippen, das durch plötzliche Inspiration geschieht, wobei die an die Zähne angepresste Zunge oder die zusammengepressten Lippen rasch von einander entfernt werden. Beim Vogel wird dies mit Zunge und Schnabel ausgeführt; aber auch bei geöffnetem Schnabel; denn manche fütternde Vögel bringen diesen Ton hervor, während sie ein Kerbthier oder ein Körnchen im Schnabel den Jungen zutragen.

In der Zeit der Liebe, unter der Herrschaft dieses allgewaltigen

Naturtriebes,*) welcher die Herzaction und respiratorischen Bewegungen steigert, dabei die Disposition zu Verschiebungen und Concentrirungen der organischen Elemente erhöht, ist auch die Neigung zu Neu- und Umbildungen potenzirt vorhanden. Und wenn schon beim Menschen während der Geschlechtsreife die männliche Kehlkopfentwicklung sich so sehr bethätigt, dass in einem Jahre die Stimmritze noch einmal so lange wird (während nach Richerand in der Länge der Stimmritze eines dreijährigen und zwölfjährigen Knaben kein eheblicher Unterschied sich vorfindet), wie erst beim Singvogel, bei dem das Liebesleben sich förmlich in den Kehlkopf concentrirt und der reguläre Athmungsprocess schon ein äusserst vehementer ist. Veränderungen in den membranösen und knorpeligen Theilen, die zur Entstehung und weitem Ausbildung des Singapparates führen, können dann um so eher eintreten, als namentlich die Schleimhautüberzüge zu Wulstungen, mechanischen Spaltungen und sonstigen Wandlungen sehr disponiren und der Kehlkopf zumal zur Anschwellung und Auftreibung seiner Auskleidungsmembranen geneigt sich zeigt.

Wenn Reichert in weiterer Ausführung der K. E. von Bär'schen Lehre von den Primitivorganen, localisirte Organe in der Weise sich bilden lässt, dass beispielsweise bei dem Aufbau des Auges ein zum Cerebrospinalsystem gehöriger Apparat, die Netzhaut, theilnimmt, während sich das Wirbelsystem durch die Sclerotica, gleichsam das Skelet des Auges, nebst der Cornea theilnimmt, das Hautsystem aber die dioptrischen Apparate der Linse und des Glasskörpers liefert, so wird es ganz natürlich und einfach vorstellbar erscheinen, den Kehlkopf als weitere, durch vitale Nothwendigkeit bedingte, sowie durch eine wirkungsvolle Tendenz angeregte und geleitete Ausgestaltung der Luftröhre anzunehmen.

Die Reihenfolge der mehrfach erwähnten Gewebe, die nach dem Continuitätsgesetze in einander übergehen, mag hier kurz aufgezählt, die morphologische Darlegung einleiten: Epithelien (durch Intercellularsubstanz mit einander verkittete zellige Gebilde): Platten- oder Pflasterepithel, Cylinder- (Flimmer) epithel und Uebergangsepithel; Binde substanz: reifes Binde-, Sehnen- oder geformtes fibrilläres Bindegewebe, unreifes, ungeformtes, gallertartiges Bindegewebe (das Schleimgewebe), elastisches Gewebe, Fettgewebe; Knorpel: Hyalin-

*) Welchen Einfluss das Liebesleben auf die Stimm bildung und Stimmgebung übt, wird schon aus der merkwürdigen Erscheinung ersichtlich, dass einige Thiere wie Giraffe und Stachelschwein ausser der Brunstzeit vollständig stumm sein sollen. (Owen, Anatomy of Vertebrates III. 585).

knorpel, Faser- und Netzknorpel: Knochengewebe. Ausser diesen sind noch Muskel- Nerven- und Drüsengewebe der Vollständigkeit wegen zu erwähnen, um den Kreis der Bildungselemente, denen beim Aufbau der Stimmorgane irgend eine Rolle zugewiesen ist, zu umschreiben.

b) Morphologische Darstellung.

„Alle luftathmenden Wirbelthiere“, sagt Darwin a. a. O. II. 290, „besitzen nothwendigerweise einen Apparat zum Einathmen und Ausstossen von Luft mit einer Röhre, welche fähig ist, an einem Ende geschlossen zu werden. Wenn daher die ursprünglichen Glieder dieser Classe stark erregt und ihre Muskeln heftig zusammengezogen wurden, so mochten beinahe sicher absichtslös Laute hervorgebracht worden sein, und wenn diese sich in irgend einer Weise nutzbar erwiesen, können sie leicht durch die Erhaltung gehörig angepasster Abänderungen modificirt oder intensiver gemacht worden sein.“ Damit ist zugleich dem Entwicklungsgedanken mit Bezug auf das Stimmorgan der Vögel der Weg gewiesen. Es wird jedoch jedenfalls von Vorthail sein, in den nächst niedrigeren Wirbelthierclassen die Ausgangspunkte zu gewinnen. Fische, Amphibien und Reptilien sind trotz mancher Ausnahmen im Allgemeinen als stimmlos anzusehen, wie laut auch manche Batrachier, Krokodile u. A. dagegen protestiren mögen. Die Ausnahmen bestärken nur die Regel. Auch das Knurren einiger Fische, das Zischen und Fauchen der Schlangen ist nicht als eigentliche Stimme zu nehmen. Der Grund der Stimmlosigkeit ist in der unvollständigen Circulation und Athmung und, was für uns am wichtigsten erscheint, in der mangelnden Ausbildung der Trachea und deren Verschlusses zu suchen. Die Fische, die obgleich blos Kiemenathmer und darum einer Trachea gänzlich entbehrend, sind dennoch in den Calcul zu ziehen, weil sie in der Schwimmblase ein Organ aufweisen, das ganz wohl als Vorstufe der Lunge gedacht werden kann. Dieses Organ, welches gewöhnlich nur mit der Speiseröhre, in welche sie ganz nahe am Magen einmündet, in Verbindung steht, dient hauptsächlich dazu, durch die darin enthaltene Luft, welche die Fische von Zeit zu Zeit an der Oberfläche des Wassers ausstossen und wieder erneuern, zur Erleichterung der Thiere im Wasser sowie zu beliebigem Auf- und Absteigen verwendet zu werden. Denn der Fisch braucht nur die Luft in der Schwimmblase mit Hilfe der Bauchmuskeln ein wenig zusammenzudrücken, so vermindert sich seine Grösse und er sinkt unter, während er bei vermindertem Drucke dicker wird, ohne an Gewicht zuzunehmen, und folglich emporsteigt. Fische, welche keine Schwimmblase haben, leben daher stets am Grunde

der Gewässer. Bei manchen Gattungen hat die Blase gar keinen offenen Zugang von irgend einer Seite, oder keinen nachweisbaren. Bei diesen muss wohl angenommen werden, dass die netzartig auf der Innenfläche der Luftblase verzweigten Gefässe die nöthige Luft selber aussondern. Als Behälter mit wechselndem Luftvolumen, der mit einer Röhre communicirt, die in den Rachen mündet, kann sie schon als erste Bildungsphase der Lunge gelten und erinnert durch ihre hydrodynamische Wirkung lebhaft an die Vogellungen, welche die Luftzellen der Haut und die pneumatischen Knochen mit Luft speisen, um einen aerodynamischen Effect zu erzielen. Was das Princip der Fortbewegung anbelangt, stehen die Fische gleichfalls den Vögeln näher als die Amphibien und die Reptilien. Vögel und Fische rangiren auch im alt-hebräischen Schriftthum unmittelbar nebeneinander. (Cholin, 27 b, 63 b).

Die Theilung der Communication der Eingeweide mit der Mundhöhle in einen Luft- und Speiseweg bezeichnet eine weitere Entwicklungsstufe. Und da sind wir bei Amphibien mit spärlich entwickelter Trachea angelangt. Spuren und Anfänge einer Trachea finden sich bei Proteus (Olm), Triton (Wassermolch), Amphiuma (Aalmolch.) Bei Salamandern, Axolotl (*Stegoporus mexicanus*), Sirene (Armmolch) u. A. kurze Trachea mit Knorpelzellen und Rudimenten von Knorpelscheiben. Bei andern Amphibien (Frösche, Unken und Kröten) zeigen sich in der Luftröhre schon Knorpelringe. Die Tracheen der Schlangen und Chelonier weisen wie die der Vögel ganze Knorpelringe auf; die der Saurier sind mehr oder weniger vollständig. Die Krokodile haben bei höher entwickelter Athmung und Circulation wie Säugethiere und wie Vögel in den Luftröhren-Erweiterungen $\frac{3}{4}$ Knorpelringe. Eine Stellis Art soll knöcherne Ringe besitzen.*)

In allem dem erkennt man unschwer die Tendenz, aus einem schlaffen, häutigen Schlauche einen durch Knorpelzellen, welche sich allmählig zu Ringen gruppiren und verhärten, hohlen und sich versteifenden Luftweg zu bilden, und sehe ich mich in der Annahme bestärkt, dass der häutige Luftröhrenschlauch bei verschiedenen Thierclassen (Amphibien, Reptilien und Vögel) in dem Maasse durch Knorpelringe, die auch verknöchern, aufgespannt und hohlgehalten wird, als die Athmung von der doppelten, beziehungsweise durch Luftschlucken von oben in Thätigkeit gesetzten, zur einheitlichen von Unten aus durch das Spiel des Zwerchfelles und der Thoraxmuskeln bewirkten

*) Obige Angaben verdanke ich zum Theil der Freundlichkeit des H Prof. Dr. C. B. Brühl, Dir. d. Zool. Inst. a. d. Universität in Wien.

Athmung vorschreitet. Die vollständige oder unvollständige Geschlossenheit der Ringe hängt vielleicht mit dem grössern oder geringern Schutz-erforderniss der Luftröhre zusammen. Langhalsige Thiere, welche Drehungen mit dem Halse vornehmen, bei denen die Luftröhre nach allen Seiten, auch der gewöhnlich durch die Halswirbel geschützte Streifen, sich exponiren kann, haben in der Regel auch ganz geschlossene Ringe. Bei Ausweitungen der Luftröhre ist dies nach dem Gesetze der Compensation und des Stoffverbrauches nicht der Fall, oder braucht es wegen der geringen Torsionsfähigkeit nicht zu sein. Es liegt auch im Lebensinteresse der Luftschlucker den Luftweg offener auseinander zu halten als den Speiseweg, weil die Nahrungspartikel ihrer festern Consistenz nach eher geeignet sind, durch den häutigen Schlauch zu gleiten, als die eingeschluckte Luft, welche nur schwer den Widerstand der zur Adhäsion geneigten Schleimhautüberzüge der Luftröhre überwinden könnte, wenn diese nicht durch Knorpelringe hohl und gesteift erhalten wird, sondern schlapp zusammengedrückte Wandungen hat. Von dieser Idee geleitet, lässt sich eine aufsteigende Entwicklungsfolge der Trachea von den niedrigsten Lurchen bis zu den Singvögeln herstellen. Während in den nächst niedrigern Thierclassen der Amphibien und Reptilien die Luftröhre öfter eine ähnliche Function hat wie die Speiseröhre und in der Organisation dieser in vielen Fällen sich nähert, hat die energische Athmungsthätigkeit der Vögel durch ihr ganzes Lebensprincip von Anfang an eine Entwicklung des häutigen Luftröhrensystems zu einem durch Knorpelringe und Hornplättchen gepanzerten Hohlgang bedingt, der jedem Druck von irgend einer Seite constanten Widerstand entgegensetzen kann. Schildkröten und Frösche müssen, abgesehen von der partiellen Kiemenathmung, die Luft, welche sie bei geschlossenem Maule durch die mit Klappenventilchen versehenen Nase einziehen und dann mittelst der an den Gaumen gedrückten Zunge verhindern, auf demselben Wege zurückzuweichen, durch schluckende Bewegungen der Kehle in die Lungen hinabpressen; ihnen fehlen eben die Rippen, die Beweglichkeit des Brustkorbes und der Zwerchfellmuskel, welche bei Warmblütern den Respirationsapparat in Bewegung setzen und geschieht das Ausstossen der Luft durch das Zusammenziehen der Bauchmuskeln. Man denke sich aber einen schlotterigen, zum steten Aneinanderkleben der Seiten geneigten Luftgang, wo die Einathmung von Unten aus in Betrieb gesetzt werden soll, zu welchen gefährlichen Hemmungen es da bei jeder Gelegenheit kommen müsste. Nach einem mit verdünnter Luft gefüllten Raume drängt die äussere dichtere Luft von allen Seiten mit grosser Vehemenz. Bei dem Athmungsprocess wird

daher ein starker Luftdruck auch auf die Luftröhre von der äusseren Halsgegend aus geübt, (darum der kräftigere Muskelansatz um die Brustapertur) und wäre die Trachea nicht constant gewölbt, so könnte der Luftdurchzug nur sehr schwierig und namentlich im Schlafe gar nicht vor sich gehen. Die ganze Vogelnatur bedingte sonach entwickeltere Ausbildung der Trachealknorpel und des aus diesen hervorgegangenen doppelten, mit festerer Consistenz begabten, beinahe hornigen Kehlkopfes. Doch wie mochte diese Bildung vor sich gegangen sein?

Die häutige Substanz der ursprünglichen Luftröhre, wie sie bei den niedrigern Thieren, etwa bei Ichthyoden und Lurchearten vorkommt, enthält hyaline und reife Knorpelzellen, welche sich nach den Punkten hin häuften, wohin die Lebensnothwendigkeit und die Tendenz, das Geeignete für dieselben zu organisiren, diese Zellen dirigirten. An der Ein- und Ausmündung der Luftröhre im Schlunde und vor der Lungen-gabelung mussten bei den Federthieren zur einfachen Regulirung des Luftaustausches Hemmungsvorrichtungen, einerseits, um fremden Körpern den Eintritt in den offenen, ausgewölbten Luftcanal zu verwehren, anderseits, um die für den Flug unumgängliche Zurückhaltung der Luft in den Lungen, sowie in den pneumatischen Haut- und Knochenzellen zu ermöglichen, entstehen, und die Knorpelbesätze sich verhärtend, zu engen Spalten sich umbiegen, deren Ränder mittelst der daran haftenden Schleimhäute willkürlich in Contact gebracht werden können. Die Luftröhre wurde so unten und oben verschliessbar. Durch das besonders beim Ab- und Auffliegen erforderliche, heftige Einziehen und Ausstossen der Luft mussten auch unausbleiblich in den lockeren Membranen des Verschlusses mechanisch hie und da eine Abschürfung, ein Riss, eine Spaltung entstehen, welche, von der rasch durchstreichenden Luft in Vibration gesetzt, ein intensiveres Geräusch hervorbrachte. Während das losgeschälte Schleimhautbändchen durch Condensirung der in demselben befindlichen Sehnen, Fasern und Fibrillen, bei fortgesetzten öfteren Schwingungen sich straffte und zu einem Stimmritzbande ward, mochte der Vogel, wie schon erwähnt wurde, die zufällige Stimmgebung absichtlich wiederholen, sei es als blosses Spiel, oder zielbewusst, um eine wahrgenommene angenehme oder nützliche Wirkung der entstandenen Laute in einem gegebenen Falle neuerdings hervorzurufen. Durch die Uebung entwickelten sich die Kehlkopfmuskeln, die der bewusste Wille des Vogels innervirte, welcher allmählig das automatische Spiel der Kehlkopfmuskeln, Sehnen und Bänder zu freier zwecklicher Benutzung in seine Gewalt bekam. Es erübrigt nur noch, das oben Vorgebrachte nach zwei Seiten hin zu erörtern, nämlich mit Bezug auf die Entstehung

des Stimmorganes durch ein pathologisches Geschehniss und auf die Verwendung desselben durch einen thierpsychischen Vorgang. Wenn Virchow sich geneigt zeigt, biologische Processe als pathologische zu erklären, so kann man vielleicht mit mehr Recht, pathologische Processe in morphologische sich umsetzen lassen, eine Krankheitserscheinung als plastisches Princip behandeln, welches unter der Herrschaft der Tendenz steht: alles zum zweckmässigsten Sein Erforderliche adaptirend zu entwickeln.

So wurde im Kosmos VI. Jg. I. H. S. 23 ff. die Entwicklung des Hirschgeweihes in der Vorzeit auf mechanische Verletzungen und krankhafte Wucherungen zurückgeführt. Bei Herzaffectationen (Klappenfehlern), manchen Lungenleiden u. s. w. sind krankhafte Ausschwitzungen zuweilen nur sanirende Reproductions- oder Accomodationserscheinungen. Ebenso gut können auch Faltungen, Risse und Spaltungen der trachealen Schleimhaut zu organischen Nützlichkeitsbildungen geführt haben. Nichts Auffälliges hat ferner die Annahme: Vögel können zufällig ausgestossene Töne absichtlich wiederholt haben, sei es aus einem gewissen Wohlgefallen daran, oder sei es, weil sie den Eindruck der Stimmgebung auf Feinde, Genossen, Gespense und Junge wahrgenommen und die vortheilhafte Wirkung erneuen wollten. Diese Tonäusserung entwickelten sie sodann, mit nachgeahmten, aus der Umgebung stammenden Lauten bereichert, von einem Lustgeföhle angeregt und durch die Erfahrung von deren Erfolge geleitet, bis zu einer bestimmten Kunstfertigkeit.

Da wären wir aber schon

c) auf dem psychophysischen Gebiete

des Nachahmungstriebes und des Kunstsinnnes der Vögel angelangt. Die Tonkünstler der Lüfte besitzen unter allen Thieren im höchsten Grade die Fähigkeit und die Tendenz zur Nachahmung für die durch das feine scharfe Gehör wahrgenommenen Eindrücke. Der kleine Neuntödter (*Lanius collurio*) singt anhaltend fast aller Singvögel Weisen nach, denen er sein ureigenes widriges „Krätsch“ anhängt und bringt in der Gefangenschaft sogar das Klirren der Fenster, das Knarren der Thüre und den Klang des Geldes zu Wege; das bereits erwähnte Steinröthel ahmt von selber den Ruf des Rebhuhnes und das Krähen des Hahnes nach; der Gimpel quickt wie ein Schiebkarren; die Bastardnachtigall (*Ficedula hypoleis*) hat einen aus gar verschiedenen, von andern Vögeln entlehnten Tönen zusammengesetzten Gesang; die Singdrossel schlägt ganze Strofen der Nachtigall nach; der Staar vergnügt sich damit, wie eine Wachtel zu schlagen, wie ein Rabe zu krächzen und vereinigt Dutzende

menschlicher, thierischer und anderer Naturlaute, die er in Freiheit lebend, da und dort aufgefangen, zu einem Potpourri. Und nun gar der Garrick unter den Vögeln, der *Turdus polyglottus*, die amerikanische Spottedrossel, welche neben ihrem eigenen herrlichen Gesange die Stimme aller Vögel vom Adler bis zum Kolibri, das Geschrei der Affen, das Miauen der Katzen u. s. w. so täuschend nachahmt, dass der Zuhörer oft eine Menge von Thieren zu hören glaubt, die sich zu einem Concerte vereinigt hätten. Zu welcher Tonnachahmung es Vögel durch Abrichtung bringen können, vom Melodienpfeifen bis zum menschlichen Sprechen, beweisen Gimpel, Amseln, Kanarienvögel, Staare mehr als zur Genüge. Selbst der unmelodische Sperling lernt singen wie ein Hänfling. Dureau de la Malle führte ein merkwürdiges Beispiel von einigen in seinem Garten zu Paris frei lebenden Amseln an, welche aus eigenem Antriebe von einem im Käfig gehaltenen Vogel ein republikanisches Lied lernten. (Vgl. Darwin a. a. O. II 47).

Vögel besitzen Tonkunstsinne und Klangempfindung in unvergleichlich hohem Grade. Wer die Nachtigall, namentlich die polnische (*Luscinia philomela*), in stillen Frühlingsnächten singen hörte, wie sie in schmelzenden seelenvollen Tönen das „Himmelaufjauchzen und Zutodebetrübtsein“ künstlerisch vollendet, „unerreichbar, unnachahmlich“ ausströmen lässt, der bedarf wohl keines weiteren Beweises dafür. Gleichwohl sollen noch einzelne Züge nicht unerwähnt bleiben, welche für den ausgebildeten Kunstsinne und das Kunstverständniss vieler Singvögel sprechen. Weibchen wählen gemeiniglich den besten Sänger oder Schläger. „Darüber kann kein Zweifel sein“, sagt Darwin a. a. O. II. 44, „dass Vögel äusserst aufmerksam auf ihren gegenseitigen Gesang sind. Mr. Weier hat mir einen Fall von einem Gimpel mitgetheilt, dem gelehrt worden war, einen deutschen Walzer zu pfeifen und der ein so guter Sänger war, dass er zehn Guineen kostete. Als dieser Vogel zuerst in ein Zimmer gebracht wurde, wo andere Vögel gehalten wurden, und er zu singen anfangt, stellten sich alle übrigen Vögel, und es waren ungefähr zwanzig Hänflinge und Kanarienvögel vorhanden, auf die nächste Seite in ihren Bauern und hörten mit dem grössten Interesse dem neuen Sänger zu.“

Finkenliebhaber haben schon die Beobachtung gemacht, wie in einem Thale, wo viele Finken mit einander wetteifernd schlugen, es auf einmal stille wurde, als ein fremder Fink mit einer neuen Sangart sich producirte, mochte diese sich auch nur durch einen rundern vollern Ton, durch einen hinzugefügten Schnörkel von der gewöhnlichen Weise unterscheiden. Die heimischen Finken schwiegen, bis sie die

neue Weise im Stillen erlernt hatten. Dann ging aber die lange verhaltene Sangeslust in schmetternden Chören nach der Sangart des fremden Finken los. Die individuelle Verschiedenheit im Singen bei Vögeln derselben Spielart in verschiedenen Gegenden und die bedeutende Abweichung im Vermögen und in der Neigung zum Singen bei Einzelnen — was jeder bestätigen wird, der Vögel im Singen abgerichtet und sich von der Mannigfaltigkeit des Talenten in Auffassung, Erlernung und im Behalten der Melodien überzeugt hat — weist zwar unzweifelhaft auf die Entwicklungsfähigkeit des Gesanges durch eigenes Temperament, Nachahmung und Belehrung hin; aber all das bezieht sich denn doch im Naturzustande zumeist auf die Uebung und Veredlung des Gesanges, auf die Hervorbringung eines reinern, stärkern und metallischern Tones, auf die Erweiterung der ursprünglicheren Singweise und die Regelung von Tact und Tempo. Der von Büchner a. a. O. S. 30 acceptirten Ansicht L. Lungershauser's (zoologischer Garten Nr. 5 und 6), dass der Vogelsang nicht angeboren sein kann, dass der Vogel vielmehr die Melodie erst erlernen muss, kann man mit Bezug auf die ureigenthümliche Singweise nicht beipflichten. Von wem hätten sonst junge Vögel, deren Vater zu singen aufhörte, oder weggefangen oder getödtet wurde, kaum dass sie aus den Eiern geschlüpft, oder die so früh mit der Mutter aus dem Neste genommen, in menschliche Pflege geriethen, ohne dass sie jemals ein älteres Männchen ihrer Art singen hörten, den Naturgesang gelernt, den sie zuweilen so gut treffen wie junge Vögel, die unter den Augen und in der Singschule des Alten aufgewachsen. Ein solcher trifft eben das nie gehörte Singen gerade so gut wie das Nestbauen, das er früher nicht gesehen; denn er erbt mit dem Singorgan zugleich die Tendenz, es in generationenweise unmerklich angehäufter, überkommener Art zu gebrauchen, zu üben und weiterzuentwickeln.

IV.

Vogelnamen und Vogelstimmen.

Eine Benennung ist die lautliche Wiedergabe jenes Unterscheidungsmerkmals, das von einem Wesen wahrgenommen wurde und welches geeignet ist, in dem Stamm- und Sprachgenossen die Gesamtvorstellung des Benannten zu erwecken. Specielle, besonders durch Gehör und Gesicht vermittelte Wahrnehmungen, dann auch allgemeine Erfahrungen nach Nutzen und Schaden, empfangene Eindrücke der Freude und Furcht geben der Benennung Anregung und Inhalt. Massgebend bei der Wahl der lautlich zu fixirenden Merkmale ist die Energie und Auffälligkeit

der Eindrücke und Wahrnehmungen, aber auch der Culturgrad des Wahrnehmenden. Wie unsere Kinder halten sich auch in der Kindheit befindliche Völker an Eigenschaften und Lebensäusserungen, welche durch das Gehör wahrgenommen werden. Ohnehin gilt vom Gehörsinn: „er steht als unentbehrlicher und schwer zu ersetzender Vermittler des sprachlichen Verkehrs zum intellectuellen Leben in einem viel innigeren Verhältnisse als der Formen- und Farbensinn des Gesichtes.“ Sinnliche Eindrücke vertreten vornehmlich bei der Namengebung Pathenstelle; und da sind gewiss die Ohren viel wegsamere Pforten für die Eindrücke der Aussenwelt als die Augen. Man denke nur an den tiefgehenden Unterschied der Bildungsfähigkeit zwischen Blindgeborenen oder Fröh-erblindeten und Taubgeborenen, zwischen jenen, „die ihre Augen in den Ohren“ und diesen, „die ihre Ohren in den Augen haben“. Als Lehrmeister verständnisserzeugenden Tonäusserung ist das Gehör der beste, naturgemässe Vermittler der Wechselwirkung zwischen Wahrnehmung und reproducirender Vorstellung. „Die Gestalt des Gegenstandes“, sagt Kant, „wird durch das Gehör nicht gegeben und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung desselben, sind aber eben darum und weil sie an sich nichts, wenigstens keine Objecte, sondern allenfalls nur innere Gefühle bedeuten, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe“. Die Nachbildung von wahrgenommenen Tönen wieder durch Töne zum Behufe der passenden Bezeichnung, welche die Vorstellung des lautgebenden Thieres immer wieder zu wecken geeignet sei, wird man wohl als die einfachste und natürlichste anzunehmen nicht anstehen. Das Kind macht sich noch gerade so sein Lautbild von Thieren, die es bezeichnen will, wie es die Menschheit in ihrem Kindesalter gethan, die Katze beispielsweise ist für das Kind noch wie einst für die alten Egypter das mau (miau), und wenn in mehreren amerikanischen Sprachen die Katze durch Laute wie misa und musa ausgedrückt wird und sie im Othomischen mixi heisst, so stimmt dies mit unserem kindlichen Kosenamen Mietz überein. Die Begriffe und Vorstellung bildende Bedeutung des Gehörs vorausgesetzt, sollte man wohl meinen, dass bei der unvergleichlichen Mannigfaltigkeit der Vogelstimmen diese der sprachlichen Bezeichnung zunächst Inhalt und Anregung bieten müssten, was um so wahrscheinlicher erscheint, wenn man bedenkt, dass die Vogellaute viel früher in unsern Gehörskreis als die Vögel selber in unseren Gesichtskreis treten, sei es auch nur, weil diese hoch in der Luft schwebend oder von Gebüsch verdeckt, unsern Blicken sich entziehen; wenn man sich ferner Darwin's Ausspruch (Abst. d. M. I. 46) gegenwärtig hält: „Die Laute, welche Vögel von

sich geben, bieten in mehreren Beziehungen die nächste Analogie mit der menschlichen Sprache dar“. Gleichwohl sind in den ältesten Cultursprachen die allgemeinen Vogelbenennungen andern Wahrnehmungen als denen des Gehörs entlehnt. Woher mag das kommen? Das tönende Moment bei den Vögeln mochte den Urmenschen nicht als ausreichendes Unterscheidungsmerkmal gelten, um ein Motiv der Benennung abzugeben, weil ja die Stimmgebung der Hausthiere, wie Rinder, Hunde oder der Raubthiere, wie Löwe, Wolf, Schakal weit stärker und aufdringlicher klang, als die der Vögel und das feinere Gefühl für Wohlklang und Mannigfaltigkeit der Vogelstimmen dem minder entwickelten menschlichen Gehörsinne noch nicht entsprach, oder es mochte, was eben so möglich ist, die Stimmgebung der Vögel während der ersten menschlichen Sprachbildungsperiode noch nicht jene Stufe der Entwicklung erreicht haben, um die Benennung darnach zu richten. Man kann auch für jene entlegene Zeit beide Erklärungsgründe, nämlich einen geringern Entwicklungsgrad sowohl in der Tonalität der Vögel als in der akustischen Fähigkeit des Menschen annehmen, um zu verstehen, wie trotz des ursprünglich so mächtigen lautlichen Nachahmungstriebes die onomatopoetischen Bezeichnungen der Vögel einer spätern Zeit angehören. Ohne Zweifel sind allgemeine Benennungen älteren Ursprunges als die specialisirenden, zu welchen ein fortgeschrittenes Erkennen, Unterscheiden und Beurtheilen gehört. Das Gesagte wollen wir noch an einem Beispiele veranschaulichen. Angenommen, ein Urmensch will als Verständigungsmittel für Genossen dem Vogelgeschlecht den Namen geben, der ein sinnfälliges Unterscheidungs- und Erkennungsmerkmal darstelle. Sagter: das „Lautäussernde, Schreiende“, so kann der Genosse darunter weit eher ein Rind oder ein sonstiges mit starker Stimme begabtes Thier verstehen, als einen Vogel. Um sich verständlich zu machen, wählt er lieber das „Fliegende“ und subsumirt darunter wohl auch Insekten (Fliegen), oder er hält sich bei der Benennung an andere differenzirende Eigenschaften. Einen solchen Vorgang erblicken wir in den alten Cultursprachen. Im Sanskrit heisst Vogel *pitsat* „Flieger“, *pakshin* „Geflügelter“, *Khaga* „Luftwandler“, *nīdadscha* „Nestgeborener“, *audadscha* „Eigeborener“, *dvidscha* „Zweigeborener (als Ei und als Küchlein.) Auch in den Specialbenennungen zeigten die alten Indier für Ahmlautbilder wenig Vorliebe. Der Geier heisst *gridhva* von der Wurzel *gridh* „Gier“. Die deutsche Sprache zeigt also in Geier und Gier den gleichen lautlichen und etymologischen Zusammenhang. Mit *gridh* verwandt ist das englische *greedy*, gierig. Eule heisst *ulūka*, abgeleitet von *val* „sich einschliessen, also die abgeschlossen Lebende“;

schyena („weiss“) Habicht; sârasa „zum Teich gehörig“ Kranich (*Ardea sibirica*); magûra von mî „schädigen“ Pfau, wegen des Schadens, den er in Feldern und Gärten anrichtet. Der Kukuluk, der in den meisten Sprachen nach seiner Lautgebung benannt wird, hat seinen Sanskritnamen kâtaka (analog das aramäische kakuta) andern Eigenschaften zu danken. Er ist nämlich abgeleitet von cat „flehen, bitten“, mit Bezug auf die Sage, dass er von den Wassertropfen lebt, die er von der Wolke erbettelt, oder, wie ich glaube, weil er seine Eier in fremde Nester legend, deren Insassen gewissermassen um Gastlichkeit bitten muss. Entschieden onomatopoetisch sind hingegen kukkuta „Wildhahn“, tittiri von titti „rufen“, Haselhuhn oder Aehnliches.

Auch die semitischen Sprachen haben die allgemeinen Vogelbenennungen anderen als den Gehörswahrnehmungen entlehnt. Vogel heisst im Aegyptischen, Hebräischen, Chaldäischen und Arabischen oph „Fliegendes, mit Flügeln bedecktes“, in den drei letzteren auch zipor, syrisch zepora, „Fliegendes, Flüchtiges“, oder nach einer andern Bedeutung des Wurzelwortes „mit scharfen Nägeln oder Krallen versehen“. Das arabische zapar, „wie ein Vogel pfeifen“ ist nur ein Denominativum. Nahe verwandt, vielleicht abgeleitet vom semitischen oph ist, wie ich annehme, das lateinische avis. Auch von den besondern semitischen Vogelnamen sind die wenigsten onomatopoetischen Ursprunges. Der Bewegungsart entnommen sind die Bezeichnungen für Raubvögel dajah, daah, das „Schwebende“, ajit das „heftig Losstürzende“ (Vgl. gridhva, gridh, Geier, Gier.) Eine merkwürdige Identität des sprachbildenden Principes ergibt sich, wenn man das aramäische sagtha Gluckhenne, abgeleitet von sag Glocke, vergleichend zusammenhält mit den deutschen Worten „Glucke“ und „Glocke“.

Im Griechischen sind die allgemeinen Benennungen für Vögel ebenfalls der Bewegung entlehnt: πτερόν von πτεῖν, πτέω fliegen. Verwandt damit ist das slavische pták Vogel und das aruwakische (amerik.) puttu. Im Aegyptischen heisst pta Gans, im Aramäischen ptat „schwätzen“, „schnattern“ wie eine Gans. Die Ableitung des griechischen Wortes ὄρνις, ὄρνις ist zweifelhaft, möglich von ορνύω „sich erheben“ (in die Luft), oder da ὄρνις bei den Attikern und auch bei den Idyllendichtern Theokrit und Moschos Hahn bedeutet,*) von

*) Aristophanes lässt in seiner berühmten Komödie „die Vögel“ Peisthetaeros sagen: „Ich erwähne zuerst und zuvörderst den Hahn, der über die Perser am frühesten obherrscht und gebot vor Jeglichen. Und er prangte so sehr damals und so stolz, dass heutigen Tags noch von der Gewalt Urzauber bestürmt, bei dem ersten erschallenden Fröhschrei aufspringen sofort an das Tagwerk Alle.“

ὄρνυ aufwecken aus dem Schlafe“. (Ilias X. 518.) Es kann auch der Ahmlaut des rauhen Krächzens ara in ὄρ gefunden werden, wovon dann das deutsche Aar, althochdeutsch aro, gothisch ara, schwedisch oren, isländisch uren, czechisch orel Adler hergeleitet werden. Adler mag aus Adal-ar-Edelaar entstanden sein. Im Braunschweigischen spricht man Adler wie Adlär mit dem Ton auf der letzten Sylbe. Οἰωνός Raubvogel, stammt unzweifelhaft von οἶον allein, einsam. Onomatopoetischen Gehalt haben κόττινος Amsel, κόπιχος Drossel, πάπιος Grasmücke (Anklang an deren Zappen), ψάο Staar, κόραξ Rabe, Krähe, κόκκς Kukuk, ἰσπνος, ἐπίζα Zeisig, magyarisch csiz, czechisch čiz, ὄρνυξ Wachtel u. A.; ebenso die Verba κακαβίζειν gackern, κλάζειν klatschen, schnattern, κρόζειν krächzen, lat. crocire, κοκκίζειν krähen, semit. kara, lat. cucurrire, magyar. kukorikolni, czechisch kokrhati, κοροκορυεῖν kollern, κοίζειν quiettschen, κρώζειν schreien, frans. crier, slavisch křičeti, πιπιίζειν, ππιζειν piepen, piepsen, lat. pipire, ῥοίζειν schnarren, ῥοθιάζειν sprossen, schmatzen, ποπύζειν zappen, schnalzen, τριζειν zirpen, lat. stridere, σίζειν zischen, magyarisch sziszegni, τιτινβίζειν, ψιθυροίζειν zwitschern, althd. zwiziran, semitisch ziphzepph, lat. zinzinulo (damit stimmt merkwürdig das altmexikanische huitzinzin), magyar. ficserelni, csicseregni, czech. švirinkati. Fast in allen diesen Bezeichnungen ist die ahmlautliche Uebereinstimmung auffällig und verschärft nur die Frage: Warum haben die Griechen trotz einer solchen ausgesprochenen Fähigkeit für Tonmalerei kein Lautbild zur allgemeinen Benennung der Vögel gewählt? Selbst Anakreon, der liebliche Natursänger, gibt den Vögeln nicht den Gesang als Unterscheidungsmerkmal, sondern den Flug: „Natur gab den Leuen bezahnte Rachen, den Fischen gab sie Flossen, den Vögeln leichte Schwingen“. Plato gar (Rep. III.) macht sich über die Tonmalerei eines altgriechischen Richard Wagner, nämlich des Milesiers Timotheus mit den Worten lustig: „Werden sie wohl wiehernde Pferde und brüllende Stiere und rauschende Flüsse und brausendes Meer und Donner nachahmen?“

Das Verhältniss der lateinischen Sprache zu den Vogelnamen und Lauten dürfte bereits aus dem Vorausgeschickten ersichtlich sein. Avis ist wahrscheinlich aus dem semitischen oph „Fliegen“ entstanden. Die Einzelbenennungen für Vögel sind auch nur zum geringen Theile ahmlautlich, obgleich sie an tonbildlichen Zeitwörtern nicht ärmer ist als andere alte Sprachen.

Das deutsche „Vogel“, altsächsisch Fugl, althochd. Fugal, englisch fowl, dänisch Fugl, mag durch Lautumstellung aus Flug

entstanden sein, was sich in „Geflügel“ erhalten hat, also ebenfalls ein Derivat der Bewegungsform. Die Deutschen, Vogelliebhaber, Kenner und Beobachter, wie kaum ein anderer Stamm, haben Vogelleben und Vogelsang zum Stoff ihrer Mythen gewählt und vielfach besungen. Dessenungeachtet stehen die spärlichen onomatopoetischen Benennungen der Vögel im umgekehrten Verhältnisse zu den zahlreichen lautbildlichen Bezeichnungen der Vogelstimmen. Erwähnenswerth ist, dass der Vogel-ahmlaut „tihu“, den namentlich die Minnesänger als Refrain gebrauchen, ein Analogon in dem thibetanischen teha, Vogel findet. Verwandt damit ist das tatarische tukia Vogel, wovon das hebräische tukijim Pfauen, welche unter Salomo aus Indien eingeführt wurden, malabarisch tōgai. Auch tukan, der Pfefferfresser (*Ramphastos toko*) mag daher stammen, ebenso der Name Tok (*Rhynchacerus erythrorhynchus*).

Die Nachbildung von Thierlauten durch Sprachlaute ist nicht so leicht und einfach als man denken mag und wenn der röm. Dichter Lucretius sagt: „Pfeifend ahmte der Mensch die liebliche Stimme der Vögel. — Lange zuvor schon nach, noch ehe die schmeichelnden Lieder — Er mit Gesang zu begleiten verstand . . .“ so deutet er schon an, dass die Vogellaute ursprünglich nicht durch articulirte Sprachlaute wiedergegeben werden konnten. Schon das Nachahmen fremdsprachlicher Laute ist zuweilen mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft und erscheint namentlich die erkennbare Wiedergabe gewisser Consonanten aus barbarischen Sprachen durch Schriftzeichen unausführbar, und wie erst die sprachliche Wiedergabe von Vogellauten. Es sei nur an die clicks, die klappenden Laute der meisten Kaffersprachen erinnert, bei denen die Zunge gegen die Vorderzähne gedrückt, oder die Zungenspitze gegen den Gaumen, und ein Laut sogar aus den Mundwinkeln hervorgestossen wird, welche Clicks von den Europäern schlechterdings nicht hervorzubringen sind. Graphisch stellt man sie etwa folgendermassen dar: gew, new, gquw, uxw. Der Dialect der Koossa u. A. hat noch das Eigene, dass vor dem Aussprechen vieler Wörter besonders der Substantiva, die mit Consonanten anfangen, die Lippen erst geschlossen werden, so dass man ein stummes *m* vorhört. Die phonetischen Mittel sprachlicher Nachahmung von Thierlauten sind auch durch den Umstand beschränkt, dass in manchen Sprachen einzelne Consonanten fehlen und nicht immer durch andere ersetzt und vertreten werden. Vielen Völkern Südafrikas und Australiens mangelt wie den Chinesen der reine *r* Laut. *B d f* fehlen im Grönländischen, Wackurischen, Altmexikanischen, in der Totonak, Quichua und Cule Sprache, *f* auch noch im Guaranischen (süd-am.), in den meisten Sprachen am Orinoko, im Mokobi, Mbaya (afrikan.),

d in der Kōra-, Muysca- und Mossa-Sprache, *s* im Guaranischen, Yarura, Tamanaca, Othomi, in letzterem wie im Muysca auch das *l*. Im Aztekischen fehlen *b*, *d*, *f*, *g*, *r*. Im Baskischen fehlt *f* und kein Wort fängt mit *r* an. Kommen den barbarischen Sprachen einerseits die Schnalz-, Quetsch- und Räusperlaute bei der Nachahmung von Thierstimmen sehr gut zu statten, so bleiben sie andererseits durch die fehlenden Laute im Rückstand. Sicher ist, dass bei den Naturvölkern, welche die beherrschende Neigung besitzen, was sie nur hören, nachzuahmen, onomatopoetische Thierbezeichnung zahlreicher vorkommen. Mit der steigenden Cultur und der zunehmenden Verfeinerung der Sinne und der Veredlung des Geschmackes, womit die Entwicklung der Sprachorgane gleichen Schritt hielt, wurden die roheren Naturlaute in selbstgeschaffenen, wie in Lehnworten mehr und mehr eliminirt oder bis zur Unkenntlichkeit modificirt. Es gibt ja auch, wie Max Müller (Nature 1870 S. 257) meint, „einen Kampf um's Dasein zwischen Wörtern; die bessern, kürzern, leichtern Formen erlangen beständig die Oberhand.“ Darwin (Abst. d. M. I. 51) fügt hinzu: „Diesen wichtigern Ursachen des Ueberlebens gewisser Wörter lässt sich, wie ich glaube, auch noch die blosse Neuheit hinzufügen, denn in dem Geiste aller Menschen findet sich eine starke Vorliebe für geringe Veränderungen in allen Dingen. Das Ueberleben oder die Beibehaltung gewisser beliebter Wörter in dem Kampf um's Dasein ist natürliche Zuchtwahl.“

Den Accomodationsgesetzen folgend, hat der Bequemlichkeitsdrang in Wörtern die ursprüngliche scharfkantige Prägung abgeschliffen, bei jeder Nation anders nach ihrem Sprachcharacter und ihren eigenthümlichen Sprachorganen. Die ursprünglichen Ahmlautbilder wichen den verständlichern, leichter articulirten, oder änderten ihre Form u. zw. nicht nur was Lautwerth und Klangfarbe betrifft, sondern auch mit Bezug auf den Inhalt und die Bedeutung vieler Wörter in allen Sprachen. Im Laufe der Zeit verdrängten nicht selten durch metaphorische Anwendung (Katachrese) Nebengebiffe und Beziehungen, neuhinzugekommene Merkmale die Hauptbedeutung vollständig. Wer erkennt noch in „Gymnasium“ die Anstalt für nackte Kämpfer, in „Tragödie“ das geopfert Bocklein, in „Candidat“ den „weissgekleideten“, in die Toga candida gehüllten Bewerber um ein öffentliches Amt und nun gar in Person (persona von per sono) die schallvermehrnde Maske des Schauspielers. Nicht erst in der Gegenwart schon in alter Zeit wurde einem Worte eine ganze Serie von Deutungen unterschoben. Aristophanes legt in seiner Comödie „Die Vögel“ dem Chorführer die höhnnenden Worte in den Mund: „ein fliegend Gerücht heisst Vogel bei Euch und das Niesen

benennet Ihr Vogel, nennt Vogel den Schrei, nennt Vogel das Maal, nennt Vogel den Knecht und den Esel!“ (insoferne es Dinge sind, von welchen man eine gute oder böse Vorbedeutung ableiten konnte).

Den Sprachgeist verschiedener Völker sehen wir auch bei der Arbeit, wie er sich, seiner besondern Neigung folgend, stückweise ein Lehnwort assimiliert. Das französische *Evêque* und das deutsche Bischof sind, wer möchte es ihnen auf den ersten Blick ansehen, Zwillingsbrüder. Aus dem latinisirten *episcopus* (Aufseher) annectirte sich der oberflächlichere Franzose das *episc* und modelte es erweichend zum *evêque* und der gründlichere Deutsche das *piscop* und liess es einige Umwandlungen durchmachen (*piscof*, *biscof*, *bisgof*), bis daraus „Bischof“ wurde. So erklärt es sich schon, wie *per tot discrimina rerum* die uranfänglichen ahmlautlichen Vogelnamen sich verwischten und unkenntlich wurden. Damit sei nicht gesagt, dass die Vogelbenennungen, insoferne sie ahmlautlich waren, ausschliesslich aus Lautnachbildungen der Vögel entstanden sind; denn wie Alb. Lemoine, H. Wedgwood, August Schleicher, Max Müller erklären, verdankt die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modificationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Thiere und auch der eigenen instinctiven Ausrufe der Menschen. Die Wahrnehmung eines Vogels kann bei Menschen Lust und Unlustempfindungen erwecken: jene durch schönen Flug, blinkende Farben, lieblichen Gesang, diese durch hässliche Stimme und Gestalt, durch Schaden und Gefahr, mit welcher Vögel bedrohen. Der Empfindung entspricht dann auch der unwillkürlich beim Anblick des betreffenden Vogels lautwerdende Ausruf, welcher als Benennung desselben Vogels fixirt, leicht gedacht werden kann. Hören wir ein Kind, wenn es einen Vogel singen hört oder vorüberschwirren sieht, den Laut „uf, oph“ oder *f*, *ph* ausstossen, der sowohl dem Pfeifen des Vogels, als dem Tone, den das Fliegen hervorbringt, gelten kann, so erscheint die Conjectur nicht allzu kühn, dass das semitische *oph*, das lateinische *avis* das deutsche Fugl aus ähnlichen Interjectionen der Urmenschen entstanden sein mögen.

Bei der Erklärung von Vogelnamen empfiehlt sich auch aus anderem Grunde besondere Vorsicht. Die nächstliegende etymologische Deutung kann leicht auf falsche Fährte führen. Einige markante Beispiele mögen hier am Orte sein. Der Grünling (*Loxia chloris*) heisst im Czechischen *zvonek*, wörtlich „Glöcklein“. Nun findet sich aber im Gesange dieses Vogels nichts was einem Glockentone ähnlich wäre, vielmehr das klar vernehmliche „Schwoinz“, was auch seine mundartliche deutsche Namen

Schwoinz, Schwuntsch, Wonütz entstehen liess. Es ist demnach anzunehmen, dass das slavische Ahmlautbild eigentlich Žvonec hiess, woraus man dann, um sich etwas dabei denken zu können, den klangverwandten Namen zvonek bildete. Wird man nicht auch in dem mittelhochdeutschen Galander, Lerche, auf den ersten Blick das altdeutsche galan, kalan „singen“ erkennen wollen? Und doch ist der Galander nichts anderes als das lateinische calandrus, Haubenlerche (von caliendrum Haube), spanisch calandria, französisch calandre.

Sprachliche Tauglichkeit und Tüchtigkeit kann als Grund auch für das Ueberleben einzelner onomatopoetischer Vogelnamen zu bezeichnen sein, besonders solcher, die vermöge der präzisen Wiedergabe klar vernehmbarer Vogellaute in den meisten oder vielen Sprachen übereinstimmend sich vorfinden. Der Ruf des Finken pink, fing, bei trübem Wetter hrü, frü hat wegen seiner metallischen Klangreinheit und leichten Nachahmlichkeit ihm seinen Namen fast allenthalben eingetragen. Obgleich sein Schlag eine Variation von Tönen bietet, so das Finkenliebhaber etliche zwanzig verschiedene Schläge mit Sicherheit unterscheiden, Lenz 19 syllabirte Finkenschläge aufzählt, hielt sich die sprachbildende Namengebung doch nur an den gewöhnlichen Lockruf des Edelfinken. Er heisst daher im Lateinischen fringilla, die Verschmelzung von fing und rüh, im Aramäischen hirnug (nach dem umgekehrten Principe des Digammirens, der Verwandlung des griechischen Spiritus asper, des h Lautes in ein f mag da aus dem lateinischen fring hirnug entstanden sein), althochd. finco, mittelhd. vinke, angelsächsisch, schwedisch, dänisch fine, kymrisch pink, italienisch (venetianisch) finco, bretonisch pint, französ. pinçon, spanisch pinzon, slavisch pënkav.

Die ahmlautliche Namenbildung hielt sich, von einer besonderen Klangprädisposition geleitet, in vielen Fällen an verschiedene Geräusche desselben Vogels. Für manche Völker lieferte das Gackern der Gans, das rauh hervorgestossene Ga das Lautbild. Das Ga findet sich in der Chippeway-Bezeichnung gah und im chinesischen guh für Gans. In Gans ist möglicherweise das Ga mit dem lateinischen anser, daher Gänserich, verquickt, oder ist es aus dem griechischen γέν herzuweisen. Altfranzösisch heisst sie gante, spanisch ganso, althd. ganazo, mittelhd. ganze (schon bei Plinius h. n. X 22 ibi — in Germania — ganzae vocantur) angels. gôs, czechisch hus (gus) syrochaldäisch awus, französ. oison. Aus dieser Nomenclatur ergibt sich, das bei der Benennung der Gans die bemerkbarsten Lautäusserungen derselben verschieden combinirt zur Anwendung kamen, nämlich das gutturale ga, cha, das nasale n, womit das eigenthümliche tonlose Blasen durch die Nase, eine Art

Pfnausen angedeutet wird, daher *Χηρίειν* näseln, gänseln, und der Zischlaut s, z. Das Gackern erkennt man auch im Aramäischen kuka Gans.

Bei den Benennungen des Adlers hielt man sich ebenfalls an mehrfache Laute dieser Vogelgattung, an das ar, aar, wie schon angeführt wurde, und an das giah, quiah, davon aquila, mexikanisch quauhtli Adler.

Die Wachtel, deren einfacher Schlag vernehmlich und leicht nachahmlich „bickberwick“ oder „backberwack“, eingeleitet mit einem leisen „wawa“, lautet, fand doch ganz verschiedene Benennungen, welche sich nicht immer auf ihren Schlag beziehen. Wachtel, althochdeutsch wahtala ist aus dem wawa und dem Schlusslaut wak entstanden und gibt die drei Silben des Schlages wieder, ebenso das czechische křepelák, welches noch ahmlautlich ist, was von dem griechischen *ὄρνις*, dem lateinischen coturnix, dem hebräischen slow, dem französischen caille, dem magyarschen fürj kaum gelten kann.

Keine Sprache ist so reichhaltig an Ahmlautbezeichnungen als die deutsche. Wie in den Lautnachbildungen so übertrifft sie auch in der Behandlung des Vogelsanges, in dem Verständnisse und in der Empfindung für denselben, wie sie sich in ihren Schriftwerken kündet — wer kennt nicht die lieblichen, vom Vogelsang durchklungenen Minnelieder? — fast alle andern Sprachen; obschon man aus dem deutschen Sprichworte: „an den Federn erkennt man den Vogel“, im Gegensatz zum lateinischen cantu cognoscimus aves folgern könnte, dass der Deutsche die Vögel mehr nach den Gesichtswahrnehmungen als nach den Gehörs Wahrnehmungen beurtheilte. Lautbilder, wie Schilderungen der Vogelstimmen gehören jedoch zumeist recentern Sprachschichten an. Sicher hatte der Urmensch für das Gesangliche der Vögel wenig Beachtung und selbst in der Sagen- und Mythenbildung spärliche Verwendung. Da stehen wir denn nun wieder vor der Frage: War das Gehör und das musikalische Kunstgefühl, der Tonsinn der Menschen noch nicht hinreichend vorgeschritten, ähnlich wie der unentwickelte Farbensinn der Alten (so wird in einem altindischen Werke der Smaragd, dessen Benennung aus dem Sanskrit stammt, goldfarben geschildert), oder waren die Vogelstimmen noch nicht genug entwickelt, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu fesseln? Können wir vielleicht beides annehmen, oder ist der geringe onomatopoetische Gehalt der ältesten Bezeichnungen für Vögel und deren Stimmen auch dadurch zu erklären, dass die Ahmlautbilder in der langen Zeit sich verwischten? Allenfalls dürfen wir schon aus der erwiesenen Thatsache der von

einfachen Anfängen ausgehenden, niemals stillestehenden Sprachentwicklung auch auf eine fortschreitende Stimm- und Gesangsentfaltung der Vögel mit einer gewissen Bestimmtheit schliessen.

V.

Vogelstimmen in Sagen und Sängen.

Welchen Widerhall haben Vogelstimmen und Vogelweisen in der Mythenbildung und Völkerdichtung, in der Sage und im Liede gefunden? Wie wurde der Vogelsang zu verschiedenen Zeiten aufgefasst, und welche Tendenz ihm von den einzelnen Völkern unterlegt? Welche Ausbeute ergibt sich daraus für die Entwicklungsidee, sei es mit Bezug auf die Vogelstimmen oder auf die menschliche Tonwahrnehmung und was kann daraus für die Zukunft gefolgert werden? Mit solchen Erwägungen und Nachweisen wollen wir diesem Capitel Inhalt und der Arbeit den Abschluss geben.

Sagen und Sänge sind strenggenommen kaum von einander zu trennen; sie verhielten sich in den alten Zeiten zu einander wie Inhalt und Form. Mythe, religiöse Anschauung und Empfindung verliehen zu allererst der Poesie und dem Gesange Fittige. Dichterisch verklärt fand zumal der Naturcultus tönenden Ausdruck. Und da waren es wieder die Vögel, die frohen Boten des Lenzes, die Kinder der Lebenslust, die Symbole des leichtbeschwingten Jugendmuthes, was die dichtende, singende Menschenseele anregte und klingen liess, bei dem einen Volkstamm mehr, bei dem andern minder.

Der Gesang galt schon in den ältesten Zeiten als Werbemittel in der Liebe, sowie als Verständigungs- und Unterhaltungsmittel in der Vogelege. So hatte sich ihn die naive Naturanschauung zurechtgelegt und darum finden sich bei den meisten Völkern liebliche Sagen von bedeutsamen Vogelsang und vielsagender Vogelsprache, für welche die kindliche Einfalt ursprünglicher Gemüther die kundigsten Auguren lieferte.

Bei der nun folgenden Auswahl von Sagen, Märchen und Fabeln halte ich mich zumeist an die minder bekannten und bei den landläufigen an jene, die in ihrer Erklärung neue Momente bieten.

König Salomo, der „Vogelsprachkundige“, schaute einmal vom hohen Söller seines Palastes hinüber nach dem Tempel, dem herrlichen Bau, der ihn mit Stolz erfüllte. Da sah er ein Sperlingspaar auf der Tempelzinne sein Schäferstündchen halten. Unter zärtlichem Gezwitscher jagte, neckte sich und schäkerte das Pärchen. Und der Spatz stellte sich, die Brust aufblähend, vor das Weibchen hin und piepste: „Sieh’

her, ich brauche nur mit meinem Fusse zu stampfen, und der ganze Tempel Salomoni's stürzt in Trümmer!" Lachend über die Grosssprecherei des windigen Wichtes, beschied König Salomo den radotirenden Sperling zu sich und herrschte ihn mit launigem Ernste an: „Du winziger Knirps, wie kannst Du Dich erkühnen, so geringschätzig von meinem stolzragenden Tempel zu reden?“ — „Mein König“, erwiderte der Sperling, „so war's nicht gemeint; aber der Mann muss seinem Weibe Respect einflössen, wenn es ihm zu Willen sein soll“.

Bei den alten Indiern, die selbst ihre Gottheiten thierische Incarnationen durchmachen liessen, und deren Thiercultus von der feinsten Beobachtung und der zartesten Empfindung zeugt — ein Erbe, das die Germanen angetreten — durchtönen die Vogelstimmen den ganzen Sagenwald und die üppigen Fluren der Spruchweisheit: „An der Küste des südlichen Meeres — wird im Hytopadescha erzählt — nistete ein Strandläuferpaar. Dort sprach das Weibchen, als es der Brütezeit nahe war, zu ihren Gatten: „Gebietet, mache mir einen wohlgeschützten, zum Brüten geeigneten Ort zurecht!“ Fragte das Männchen: „Ist denn dieser Ort nicht zum Brüten geeignet?“ Sie antwortete: „Dieser Ort wird von der Fluth des Meeres erreicht.“ Da sprach das Männchen: „Wie! bin ich so machtlos, dass mich das Meer schädigen könnte?“ Lachend sagte das Weibchen: „O, Herr! zwischen Dir und dem Meere ist ein grosser Unterschied.“ Dann liess sich das Weibchen mit Müh und Noth von ihrem Gatten überreden und brütete daselbst. Dies Alles hatte das Meer auch mit angehört und, um die Macht des Strandläufers kennen zu lernen, raubte es dem Weibchen die Eier. Da sprach das Weibchen tiefbetrübt zu ihren Gatten: „Herr! Das Unglück ist geschehen, meine Eier sind verschwunden.“ — „Meine Liebe, sei unbesorgt!“ erwiderte das Männchen, veranstaltete eine Versammlung der Vögel und begab sich zu Garuda, dem König der Vögel. Dort trug der Strandläufer die ganze Begebenheit vor: „Majestät“, so sprach er, „ich bin als Hausvater ohne mein Verschulden, vom Meere geschädigt worden.“ Garuda berichtete die Sache dem Beherrscher der Welt und auf dessen Befehl lieferte das Meer dem Strandläufer die Eier aus.“ Das erwähnte Buch enthält auch einige Vogelsprüche wie: „Der ungelehrte Sohn wird vom gelehrten in Schatten gestellt, wie von Schwänen der Reiher.“ — „Es sieht der Vogel auf Erden seine Beute schon von hundert Meilen und noch mehr; aber ist seine Zeit gekommen, sieht er die Schlinge nicht.“ — „Eine thörichte Gans, die öfters bei Nacht, da sie Lotosblumen in einem Teiche suchte, durch den Anblick des Widerscheins der Sterne getäuscht ward, beisst nun auch bei Tage weisse Wasserlilien nicht an, weil sie

dieselben für Spiegelbilder der Sterne hält.“ (Der Hitopadescha, deutsch übers. von J. Schönberg, Wien 1884, S. 7, 22, 109, 208).

Das Schweben der Vögel in für Menschen unerreichbaren Luftregionen, in scheinbarer Nähe der Sterne, ihr Verschwinden im sogenannten Himmel und Hervorkommen aus demselben, auch die Stimmen unsichtbar in der Höhe ziehender Vögel mochten wohl die Vorstellung erzeugen, als wären die Vögel Sendboten von Oben, Vermittler zwischen der übersinnlichen und irdischen Welt, wie anderseits die Froh- und Leichtlebigkeit, die unumschränkte Freiheit dieser Ueberalldabei und Nirgendsfremd sie als erwünschte Objecte der Metempsychose erscheinen liessen. Die Egypter legten manchen Sternen Vogelnamen bei: so dem Planeten Mercur den Namen Phönix, hieroglyphisch Benno. Der Sage nach, wie sie von Herodot, Ovid, Tacitus, Plinius, Aelian, Suidas, Eusebius erzählt wird, kam der Vogel Phönix (φοίνιξ, der Rothblinkende) in bestimmten Zeiträumen nach Heliopolis (Sonnenstadt), verbrannte sich daselbst und flog aus der Asche verjüngt empor. Denkmäler stellen den Phönix auf einem flammenden Holzstosse sitzend dar, als Symbol des ägyptischen Merkur — Thut. Er wurde Taate, der Glänzende, genannt, also entsprechend der griechischen Bezeichnung *στύβων* für Mercur. Auf der Isistafel erscheint Mercur als Götterbote mit seinem Wanderstabe abgebildet, wie er den Himmel durcheilend, den Phönix in seiner Hand hält. Auch auf einer Trajansmünze ist der Vogel Phönix dargestellt, wie er den Kopf durch die Sonnenscheibe steckt. Solche und ähnliche Gebilde haben schon Seyffarth zur Annahme bestimmt, dass der Phönix zum Planetengotte Mercur in einer gewissen Beziehung gestanden oder gar als dessen Symbol aufzufassen ist. Klarer und sinnvoller kann wohl kaum die Sage von der Selbstverbrennung des Vogels Phönix in der Sonnenstadt und dem verjüngten Auffliegen aus derselben gedeutet und beinahe übersetzt werden, als durch periodische Durchgänge des Mercur an der Sonnenscheibe vorüber, welche von den alten Egyptern mehrfach berechnet und zur Fixirung wichtiger historischer Ereignisse verzeichnet wurden. Bei allen erstaunlichen astronomischen Kenntnissen der ägyptischen Priester kann man ihnen doch freilich nicht zumuthen, dass sie alle für das Nilland sichtbaren Mercurdurchgänge vorausberechneten. Aelian berichtet auch: „Die Priester wissen oft nicht, wann der Vogel erscheine; dieser komme öfter ganz unerwartet.“ Der Phönix galt auch als ein sangbegabter Vogel. Das 83. Capitel des Todtenbuches enthält in der dichterischen Behandlung des Phönix auch die Verse: „Ich (der indische Vogel, der Sohn der Sonne) lobsinge der Sonne . . . singet und preiset Alle insgesamt! . . .

Vergl. zu Ob. Zeitschr. der d. m. Gesellsch. 1849, S. 63, ff, Seyffarth Berichtigungen 250 ff, Herod. II. 73, Ovid. Metam. XV 390, Tacitus, Annal, VI. 28, Plinius, Naturgesch. X. 2, Eusebius, Praep. evang. IV 29, Aelian, VI. 68.

Bekannt und vielgenannt ist die griechische Sage von Philomele und Prokne: Beide Töchter des Kekropiden Pandion hatten ein trauriges Geschick. Philomele wurde von ihrem Schwager Tereus entehrt und ihrer Zunge beraubt. Aus Rache tötten beide dessen Sohn Itys und setzen dessen Fleisch dem nichtsahnenden Vater zur Speise vor. Philomele wird in eine Nachtigall, Prokne in eine Schwalbe (Virgil verwechselt beide) und Tereus in einen Wiedehopf verwandelt. Ein unsägliches „zungenberaubtes“ Leid, das nur in Klagen und Schluchzen sich austönen kann und das keine Ruhe findet, auch nicht des Nachts, bildet wohl den Kern dieser Sage und die Deutung des wehmüthigen Nachtigallensanges.

Von dem Lyriker Stesichoros aus Himera in Sicilien (etwa 640 bis 560 v. Chr.), der, wie Quintilian sagt, dem Homer am nächsten gekommen wäre, wenn er Maass gehalten hätte, ging die Sage: Eine Nachtigall setzte sich auf den Mund des Knaben und sang dort ihre schönsten Lieder.

Nach der alt-mexikanischen Sage, stand es den Hingeschiedenen frei, ihre lieben Angehörigen auf Erden in Gestalt von bunten Vögeln (Huitzitzilin, Kolibri) zu umschweben, sie durch prächtiges Farbenspiel und schönen Gesang zu erfreuen und sodann wieder zu den ewigen Freuden des Himmels zurückzukehren. (Clavigero, Storia del Messico I 360, 625; Müller, Gesch. der Urreligionen (503 f f.). Ueberraschend ähnlich lautet die althebräische Legende (Sohar IV 362, Vgl. auch Synhedrin 91 a): In den Monaten Nissan und Tischri (Frühling und Herbst, zur Zeit, wenn die Vögel ziehen) schweben die Seelen der Frommen einher, lobsingend dem Ewigen und beten für das Wohl der Lebenden, denen sie als zwitschernde Vögel erscheinen.“ Auf einer alten bilderschriftlichen Karte der Azteken (zuerst in Gemelli Carreri's Giro del Mondo VI. 38. ed. Napoli, 1700, erschienen) ist eine Taube abgemalt mit bilderschriftlichen Zeichen von Sprachen im Schnabel, die sie unter die Kinder Coxcox, des mexikanische Noah, die stumm geboren waren, austheilt. (Humboldt, Vues des Cordillères 223.) Also ein Vogel gar Sprachlehrer der Menschen!

Die Lieder und Dichtungen überhaupt, in denen Vogelstimmen erklingen, spiegeln den Seelenzustand verschieden, bald die Stimmung von den gefiederten Sängern erst empfangend, bald der eigenen Stimmung

das Vogellied wie einen nahen oder fernen Accord anpassend und bald den Nachhall äusserer Natureindrücke wiedergebend. Das Gemüth fühlt sich, besonders bei schwärmerischer Naturinnigkeit durch den Vogel-sang zu poetischer Kundgebung angeregt, weil und insoferne es in ihm den lieblichen Dolmetsch des erwachenden Tages, der erwachenden Natur, der gesteigerten Lebensfreudigkeit, der Lust am Sein, des frühlingsfrohen Sinnes erkennt und darin Jubel und Seufzer von Liebesglück und Liebesleid, Klagen über die hinsterbende Natur, die süssen Schauer friedensselliger Ruhe und die harmonische Begleitung der im eigenen Innern lauttönenden Empfindungen zu vernehmen meint.

In subjectiver und objectiver Ausdeutung, von einander kennbar geschieden und wohl auch zusammenfliessend, werden die Vogellieder in der Völkerdichtung laut, je nach der Empfänglichkeit der Volksseele für dieselben und nach deren Naturinnigkeit überhaupt. Und legt sie nicht aus, so legt sie unter, nämlich den Vogelstimmen die ihnen klangähnlichen und den äussern Verhältnissen wie den innern Erregungen entsprechenden und der Gemüthsart, den Lebensgewohnheiten einzelner Vögel angepassten Worte der eigenen Sprache, welche zugleich eine Lautmalerei und verständliche Bedeutung enthalten. Es sei da blos an die „Vögel“ des Aristophanes und an die köstliche Vogelidylle, die Fritz Reuter in seine „Hanne Nüte“ eingewoben, sowie an viele kindlich naive Volkslieder, aus welchen Proben folgen sollen, erinnert.

In der Agada (hebr. syrisches Schriftthum) hört man aus den rollenden Glucklauten des Hahnes vor und nach der Paarung lockende, schmeichelnde Versprechungen heraus, die er der Henne macht: „Ich werde Dir ein buntes Kleid kaufen, das Dir herab auf die Füsse walle“, gluckst er ihr vor der Vereinigung zu, und nach derselben: „Der Kamm werde ausgerissen jenem Hahne, wenn er eins hat und ich Dir es nicht bringe.“ (Erubin 100 b.) Von den Tauben, bei denen E. Dupon zwölf verschiedene Laute fand, um ihre Wünsche und Affecte auszudrücken, u. zw. von jenen, die aus der berühmten Zucht des Herodes stammten, wird (Cholin 139 b) erzählt: „Einige riefen kiri, kiri (Herr, Herr) und eine kidi biri (beuge Dich Slave“).

Während einige Volksstämme gar nicht oder in gewissen Zeiten nicht die nöthige Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit für Vogelstimmen zeigten, um ihnen besondere Beachtung in den Dichtungen zuzuwenden, anthropomorphisirten andere, gewöhnt, die äussere leblose und belebte Natur mit dem eigenen poetischen Odem zu beseelen, auch die Vogelwelt; sie theilten dieser menschliche Rollen mit menschlicher Deuk- und Sprechweise zu und traten mit ihr in den innigsten Wechselverkehr.

Lassen wir solche mannigfache Beziehungen aus der Völkerdichtung verschiedener Zeiten und Länder klar und anschaulich hervortreten, bei deren Auswahl jedoch, um nicht dieses Capitel zu einer umfänglichen Chrestomatie anwachsen zu lassen, eine weise Beschränkung geboten erscheint.

Bei der mannigfaltigen Behandlung, welche die Vogelstimmen im Sanskrit finden und dem Preise des Vogelsanges, begegnet man in dessen Darstellung doch nur seltener eigentlichen Klangfiguren, welche von der stimmlichen Eigenart einzelner Vögel eine deutliche Vorstellung geben. Die meisten Angaben sind allgemein gehalten. In dem Epos „Der Tod des Sisupala“ von Maghas, IV. Gesang, heisst es vom Berge Raivataka: „Den nach dem Gekose eigener Gattinnen lüsternen Vögeln, die vor Wonne beben und matt sind, gewährt er Schatten mit den Lotus-Sonnenschirmen, deren Blätter sich völlig entfaltet.“ In dem Drama Urwasi von Kalidasa sucht König Pururawa seine Geliebte:

„Bei dufttrunkener Honigbereiter Sang,
Begleitet von Kukuk's schallendem Flötenklang,
Der Zweige Fülle von heftigen Windstössen erregt,
Tanzend in zierlichen Weisen der Himmelsbaum sich bewegt . . .
Die Wolken beschauet ein Pfau,
Dessen Gefieder im Winde tanzt,
Wie er den sangesschwangern Hals
Weit in die Lüfte hinausstreckt.
Den will ich doch fragen:
Herrscher Du der blauegekehrten Pfauen,
Solltest Du hier schwärmend in dem Walde,
Je mein liebes Weibchen schauen,
O, verkünde es mir, ich flehe, balde, balde! . . .
Blaukehliger, hast mein Sehnen,
Hast mein Weibchen in diesem Wald,
Du, o Weissaug, mein Grossauge,
Das sehenswerthe nicht erblickt?“

Kalidasa im Drama Sakuntala schildert den heiligen Hain:

„Melodischer Gesang rings vom luftdurchziehenden Vogelchor,
Hier schallt des Kokila Stimme, Heimchen zirpen in Menge dort . .
Diese reizende Hainstätte betrat jetzo der mächtige Held,
Die vom Vögelgesang hallte, die mit Blumen so reich geschmückt . . .
Hier glänzten himmelanstrebend, süß von Vögelgesang erfüllt,
Mächtige Bäume voll Blüthen im buntfarbigen Festgewand.“

In Ritusanhara schildert Kalidasa die Jahreszeiten:
 „Auf Bäumen mit welchen Blättern erseufzt der Vögel Sang,
 Die müden Affen schleichen sich den Berg entlang . . .
 Die Wolken zieh'n mit ihrer Last hernieder,
 Begleitet von der durst'gen Vögelschaar;
 Mit ohrentzückendem Getöse spenden
 Allmählig sie den reichen Segen dar . . .
 Den Strahlenschweif in Fülle ausgebreitet,
 Beginnt den muntern Tanz die Pfauenschaar
 Und zärtlich bringet sie zum Liebesfeste
 Genuss und Kuss dem treuen Buhlen dar . . .
 Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
 Er schüttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
 Lässt weiter tönen nun den fröhlichen Ruf des Kukul's
 Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen . . .
 Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen nach Liebe sehnend,
 Die Brust bekränzen und mit gold'nem Gürtel prangen,
 Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
 Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?“

Zärtliche Grüsse sendet in der Elegie Ghatakarparam (das zerbrochene Gefäß) eine junge Frau ihrem fernen Gatten:

„Jetzo ziehen, o Gatte! die fröhlichen Reih'n der Flamingo's
 Dorthin, wo sie das Herz zärtlicher Liebe ruft,
 Und der Chatakas (Kukul) auch, er folget der rieselnden Quelle,
 Du vergisest allein, Wand'rer, Dein trauerndes Weib,
 Sieh', wie das liebliche Gras mit zartem Triebe hervorsprosst,
 Und wie ambrosischer Trank jetzo den Chatakas letzt;
 Wie das Gejauchze der Pfauen die Wolken freudig begrüßet.
 Könntest Du heute, denn wohl ohne die Gattin Dich freu'n?
 Sind auch die Pfauen erfreut zu hören die Stimme des Donners,
 Klagen Verlassene doch heftig den Schmerz.“

Die alten Hebräer und stammverwandten Völker haben den Vogelstimmen weniger Beachtung geschenkt. Abstrakte Gedankenrichtung und vertiefter Lebensernst machten sie hiezu nicht sonderlich geneigt. In der ganzen Bibel werden Vogelstimmen nur einigemal erwähnt:

„Wie die Schwalbe, wie der Kranich zirpte, klagte ich, girrte der Taube gleich.“ Jesaias, 38, 14.

„Ueber ihnen wohnt der Vogel des Himmels, hervor aus dem Laub lassen sie die Stimme erschallen.“ Psalm 104, 12.

„Frage nur das Vieh, das wird Dich lehren und den Vogel des Himmels, er wird es Dir künden.“ Hiob 12, 7.

„Die Blüthen lassen sich sehen am Boden, die Zeit des Sanges ist gekommen und die Stimme der Turteltaube lässt sich hören in unserem Lande . . . Meine Taube an Felsenriffen, an heimlicher Stiege, lass mich schauen Deine Gestalt, lass mich hören Deine Stimme; denn Deine Stimme ist süß und Deine Gestalt anmuthig“. Hohes Lied 2, 12, 14.

Vornehmlicher tönen Vogelstimmen im spätern Arabischen und besonders im Neupersischen.

„Einst aber ging er wohlgemuth
Durch seine weiten Pferche,
Da sah er von des Nestes Brut
Auffliegen eine Lerche,
Und rief ihr zu: Was fliehst Du?
Bleib' im Geheg Kuleib's in Ruh!
Kuleib sagt seinen Schutz Dir zu.
Lerch' im Gefilde wohlgemuth!
Hier nist' und brüte Deine Brut;

Und iss und trink' was Dir ist gut,
Wie einer, der im Frieden ruht.
Iss frisches Korn, trink kühle Fluth,
Und birg' Dich vor der Sonne Gluth!
Denn Du bist hier in meiner Hut,
Den Niemand hat dazu den Muth,
Wo Niemand Dir ein Leides thut;
Dem lieb sein Leben ist und Blut.

Rückert.

Der Vogel des Baumes.

Auf einem Berg in Dschesika,
Wo der Weg vorüber geht,
Liegt ein verfallenes Kloster,
Vor dessen Pforte steht
Ein Baum mit hohen Aesten
Von unbekannter Art,
Desgleichen man weiter keinen
Im ganzen Land gewahrt.
Drauf nistet im Sommer und Winter
Ein Vogel unbekannt,
Mit keinem Namen als diesem
Der „Vogel des Baum's“ genannt.
Kein andrer Vogel als dieser
Sitzt auf demselben Baum,
Und dieser Vogel setzet
Sich nirgend sonst im Raum.
Der Baum trägt süsse Früchte,
Die nur der Vogel speist.
Man darf ihn nicht schiessen noch fangen,
Das macht ihn so kirr und dreist;

Er bleibt auf dem Baume sitzen,
 Vom Wanderer ungeschreckt,
 Und singt, indem er speiset,
 Wie gut die Frucht ihm schmeckt.

Ders.

O, wie soll der Nachtigallen
 Seele denn in's Ohr Dir fallen,
 Wenn Dir immer noch vor Ohren
 Summet das Geschwätz von Thoren
 Willst Du aufgenommen werden
 Aus dem Irrgewirr auf Erden

In des Frühlings heit're Chöre,
 So nichts Andres sieh und höre.
 Suche bei uns nicht Zerstreuung,
 Sondern ewige Erfreung,
 Komm und trinke ganzer Seele
 Rosenduft und Philomele!

Ders.

Das Loos der Nachtigall.

Freue Dich, Vogel der Seele,
 Segne des Glückes Loose,
 Dass Du zur Philomele
 Wurdest im Käfig der Rose.
 Brauchtest im Lüfteschauer
 Durch die Flur nicht zu schweifen,
 Nicht zu fürchten die Lauer
 Vogelstell'rischer Pfeifen.

Wirst auf Reiser und Ruthen
 Und in Netze nicht fallen,
 Nicht Dein Leben verbluten
 An raubgierigen Krallen.
 Getränkt vom Lächeln der Rose,
 Gespeiset von Rosenduft,
 Unter Rosengekose
 Singest Du Dich in die Gruft.

Ders.

Neu-Persisch.

Loblied.

Tritt er in den Frühlingsgarten,
 So erweckt er dessen Glanz,
 Und die Nachtigallen warten
 Ihm zu weih'n der Rose Kranz;

Wie ihm werden weih'n die Krone
 Edens Vögel hochbeglückt,
 Wann er wird zu höherem Throne,
 Spät, o spät! emporgerückt.

Enweri übers. von Rückert.

Vierzeilen.

Die Quelle springt, wie kannst Du zagen!
 Der Vogel singt, wie kannst Du klagen!
 Was soll ich thun? Du sollst auch singen
 Und springen nun, wie kannst Du fragen!
 Sing, o Nachtigall, Du reichgestimmte,
 Schmelzend weich, für Seelen, weichgestimmte,
 Hoch für hohe, tief für tiefe, wechselnd
 Immer, immer gleich für gleich gestimmte.

Ders.

Falke und Nachtigall.

Als auf der Flur die Rosen blühten,
 Zum Falken sprach die Nachtigall:
 Wie magst Du Deine Zunge hüten,
 Dass ihr entgeht kein einz'ger Schall?
 Ich sing' und sage Tausenfaches,
 Du sprichst kein Wörtchen uns zur Lust:
 Doch ruhst Du auf der Hand des Schachen,
 Und nährest Dich von Rebhuhnbrust.
 Ich, die in einem einz'gen Tone
 Spend' Edelsteine hundert aus,
 Ein Dornenbusch ist's, wo ich wohne,
 Und schlechte Würmchen sind mein Schmaus.

—————
 Dschami übers. von R.

„Rosen sind ohne Liebchens Wangen nicht schön,
 Ohne Wein ist des Frühlings Prangen nicht schön . . .
 Ohne der Nachtigall Laut ist der Rosen Anmuth
 Und der Cypresse Wiegen und Hangen nicht schön . . .
 Der Glanz der Jugend kehrt dem Garten wieder,
 Die Rosenbotschaft bringt die Nachtigall.
 O Frühlingsluft, kehrest zur verjüngten Flur Du,
 Grüss' Rosen, Basiliken und die Cypressen all! . . .“

—————
 O wär' ich ein grüner Rosendorn,
 Und Du die Rose, die ihn schmückte!
 O wär' ich ein süßes, süßes Korn,
 Und Du der Vogel, der es pickte.“

Häfis' Lieder übersetzt von Ernst Meier.

—————
 Ein feines Ohr hatten die Griechen für Vogelstimmen, denen
 sie zuweilen Schilderung, Nachahmung und Verbildlichung widmen:

„Allda ruhten im Neste des Sperlings nackende Kindlein,
 Oben auf schwankendem Ast und schmiegeten sich unter den Blättern,
 Acht, und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter.
 Jener nunmehr verschlang die kläglich Zwitschernden alle;
 Nur die Mutter umflog mit jammernder Klage die Kindlein,
 Bis er das Haupt hindreht und am Flügel die Schreiende haschte.

Ilias II. 311 f.

Zogen die Troer in Lärm und Geschrei her, gleich wie die Vögel:
 So wie Geschrei hertönt von Kranichen unter dem Himmel,
 Welche, nachdem sie dem Winter entfloh'n und unendlichem Regen,
 Laut mit Geschrei fortzieh'n an Okeanos strömende Fluthen,
 Kleiner Pygmäen Geschlecht mit Mord und Verderben bedrohend,
 Und aus dämmernder Luft annah'n zu böser Befehdung.

Ilias III. 2 f.

Als Telemachus sprach, da sandt ihm der Ordner der Welt Zeus
 Hoch herab zween Adler vom Felsenhaupt des Gebirges.
 Anfangs schwebeten beid' einher im Hauche des Windes,
 Einer nahe dem Andern mit ausgebreiteten Schwingen;
 Doch wie zur Mitte sie kamen der stimmevollen Versammlung,
 Flogen sie kreisend herum mit häufigem Schwunge der Flügel,
 Schauten auf aller Scheitel herab und drohten Verderben,
 Und sich selbst mit den Klauen zerkratzten sie Wangen und Hälse,
 Rechts dann stürmeten sie durch Ithaka's Häuser und Stadt hin.
 Alle staunten empor bei dem Anblick solcher Geflügel,
 Und umdachten im Geist, was doch zur Vollendung bestimmt sei.

Odyssee II. 147. f.

Still ruhen tief im Purpurmeer die Ungeheuer,
 Es ruht jetzt auch der Vögel fröhlich beschwingtes Geschlecht.

Alkman.

Es zogen Dich Aphrodite
 Schöne muntere Spatzen zur schwarzen Erde,
 Rasch den Fittig schwingend,
 Vom Himmel mittenhin durch den Aether.

Sappho.

Woher Du holde Taube, wo kommst Du her geflogen?
 Anakreon, er schickt mich . . . Mich hat verkauft Kythere
 Um ein bescheidenes Liedchen; so dien' ich denn als Botin,
 Anakreon's Gesandte. Von ihm da sieh' nur hab' ich
 Jetzt Briefe zu bestellen, und bald hat er versprochen,
 Die Freiheit mir zu schenken. Doch ich, auch freigelassen,
 Ich bleib' bei ihm als Slavinn. Was soll ich über Berge
 Und über Felder fliegen, auf Bäume niedersitzen
 Und wilde Kost verzehren? Jetzt hab' ich Brod zu essen,
 Das lässt aus seinen Händen, Anakreon mich picken.

Auch gibt er mir zu trinken vom Wein, den er erst kostet,
 Und trunken darf ich flattern um meinen Herrn, beschattend
 Sein Haupt mit meinen Flügeln. Dann lege ich mich zum Schlummer
 Auf seine Laute nieder. Jetzt geh, Du weisst nun alles,
 Du hast mich, Mensch, geschwätziger gemacht, als eine Krähe.

Anakreon.

Schwalbenlied.

Es kam, es kam die Schwalbe, sie bringt die schönen Tage,
 Sie bringt auch schöne Jahre, am Bauche weiss, am Rücken schwarz . . .
 Mach auf, mach auf, der Schwalbe mach auf.
 Denn alte Männer sind wir ja nicht, nein kleine winzige Bübchen.

Krähenlied.

Ihr lieben Herrn, der Krähe gebt eine Hand voll Gerst',
 Der Tochter Phöbos' schenkt ein wenig Weizen her
 Oder Brod und Geld, was einer nur ihr geben will;
 Gebt, liebe Herrn, was jeder nur zu Händen hat.
 Die Krähe nimmt vorlieb mit einem Körnchen Salz . . .
 Gib lieber Hausherr uns, Dein schönes Töchterlein,
 Gib für die Krähe nur etwas her, sie bittet schön,
 Und wer ihr schenkt, der schenkt gewiss ihr nichts umsonst.

Volkslieder.

Damals brachte zuerst den Sterblichen vom Olymp, unlösbar
 Künstlich im vierspeichigen Rad gefesselt, den bunten Jynx,*)
 Jenen lieberasenden Vogel, der schärfsten Pfeile Herrscher in Kypris,
 Und lehrte schmeichelnder Bitte Zauberkraft den verständigen Aesoniden“.

Pindar.

Die Flötentonscala, das Schmetternd und Schluchzen der Nachtigall
 schildert Aristophanes in seiner köstlichen Komödie „Die Vögel“ mit
 so naturtreuer Tonmalerei, dass wir den jetzigen Nachtigallenschlag zu
 vernehmen glauben:

„Muse der Haine Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tiotinx,
 Schmucke Freundin, mit der ich oft
 In Thalesschlucht und im Kranz der Gebirgshöh'n
 Tio, tio, tio, tiotinx,

*) Jynx, der Dreh- oder Wendehals, wegen der schillernden und raschen
 Bewegung seines Nackens das Sinnbild des unstillen Wechsels der
 Empfindungen und veränderlich heftiger Liebe. Aphrodite gab diesen
 Vogel dem Jason, damit er Medea in solchen Liebeswirbel ziehen könne.

Aus der griech. Anthologie.

Die strenge Lebensauffassung der Römer, ihr auf die Beherrschung der Aussenwelt und die zweckdienliche Regelung und Begrenzung der Objecte und Verhältnisse gerichteter Sinn liess eine Intimität mit den flatterhaften luftigen Sangesbrüdern von Anfang her nicht recht aufkommen. Die Ausbeute an Vogellautversen muss darum ziemlich mager ausfallen. Römische Damen halten sich zahme Vögel zum Zeitvertreib, sich jedoch an deren Possirlichkeit mehr ergötzend als an deren Gesang.

„Sperling, meiner Geliebten Herzenspüppchen,
Den sie streichelt und küsst, mit dem sie tändelt,
Dem den Finger sie reicht, nach dem er lüstern,
Um den Schnabel im Picken daran zu üben,
Wenn mein Holdchen, das süsse so gelaunt ist,
Sich ein Spässchen mit irgend was zu machen,
Zu vergessen das Schmerzchen, das sie peinigt . . .
Traget Leid, o ihr Liebesgötter alle,
Leid, was lebt und was webt von zarten Seelen:
Ach gestorben ist meines Mädchens Sperling!
Jener Sperling, die Wonne meines Mädchens,
Den sie mehr als ihr Augenlicht geliebt hat;
Denn er war ja so goldig traut und kannte
Sie so völlig wie nur ein Kind die Mutter.
Und er rührte sich nicht von ihrem Schoosse,
Sondern flatternd umher, bald hier, bald dorthin,
Piept er stetig, der Herrin zugewendet . . .

Catull.

Hier am hängenden Fels singt hoch der scheerende Winzer;
Während indess Dein Liebling, die heisere Taube des Waldes
Rastlos girrt, und die Turtel vom Wipfel der Ulme

Virgil, Bucol I. 56.

. . . Nie ohne zu warnen,
Schadete Regenguss. Entweder floh'n, wenn er aufstieg,
Tief in das Thal aus dem Aether die Kraniche . . .
Oder die zirpende Schwalb' umflog hinstreifend die Weiher,
Oder es töneten Frösch' im Morast ihr ewiges Klaglied.
. . . Und die Weid' im mächtigen Truppe verlassend,
Rauschte das Volk der Raben daher mit wimmelnden Flügeln.
Dann die mancherlei Vögel des Meeres und was in Kaystrus
Süßem Gesümpf ringsum die asischen Wiesen durchschnappelt,

Siehst Du mit reichlichem Thau sich eifrig sprengen die Schultern,
 Bald ihr Haupt darstrecken der Fluth, bald laufen in's Wasser,
 Und wie bethört frohlocken im eiteln Spiele des Bades.
 Schamlos ruft auch die Krähe aus vollem Halse dem Regen,
 Während für sich einsam auf trockenem Sande sie wandelt . . .
 Aber es senkt sich der Nebel gemach und deckt die Gefilde;
 Auch die westliche Sonn' auf hohem Giebel bemerkend,
 Uebt umsonst ihr Getön die jammernde Eule . . .
 Hoch am geklärten Himmel erscheint der schwebende Nisus,*)
 Und für das purpurne Haar büsst ihm die Verrätherin Scylla:
 Wo sie luftige Höhn im Entfliehn mit der Schwinge durchschneidet,
 Siehe, voll feindlicher Wuth, mit lautem Geräusch durch den Aether
 Folgt ihr Nisus umher; wo Nisus sich hebt in den Aether
 Fliehet sie, luftige Höhn pfeilschnell mit der Schwinge durchschneidend . . .
 Jetzt erschallt auch Raben aus hellerer Kehl ihr dreifach,
 Ja vierfaches Getön; und oft in erhabenen Lagern,
 Ueber Gewohnheit entzückt von unerklärbarer Wollust,
 Rauschen sie wild in dem Laube; sie freut's, da der Regen verweht ist,
 Wieder ihr kleines Geschlecht und behagliches Nest zu besuchen.

Georg. I. 373 f.

. . . wann kühligler Abend die Luft nun,
 Mässiget, und Waldthale der Mond schon thauig erfrischet
 Und Alcyone tönet am Strand, in den Hecken der Goldfink.

Georg. III. 336 f.

Wo nicht Kunde der Vögel umsonst mir gezeiget die Eltern,
 Schau die zweimal sechs in dem Zug frohlockenden Schwäne,
 Die den ätherischen Höhen entstürzt, erst Jupiters Adler
 Wirrt in entnebelter Luft; nun erdwärts siehst Du im Heerzug
 Theils sie gesenkt, theils nahend auf schon gesenkte herabschau'n.
 So wie der Heimkehr jene sich freu'n mit rauschenden Flügeln,
 Wie sie in Schwarm umringten den Pol, und Gesange des Jubels.

Aeneis I. 392 f.

Jetzt erblickt Aeneas den herrlichen Hain aus dem Meere . . .
 Vielartig umher und darüber
 Schweben, gewöhnt an die Bord und das fluthende Bette, die Vögel,
 Die mit Gesang einwiegen die Luft und die Lauben des Haines.

VII. 29 f.

*) Seeadler, mit Bezug auf eine bekannte Mythe.

So wie schwarz durch das grosse Gebäu des begüterten Eigners
 Fliegt, und in hohem Gemach die Fittige reget die Schwalbe,
 Winzige Kost auflesend, dem schwätzigem Neste zur Atzung,
 Und in den Hallen nunmehr, den geräumigen, nun um des Teiches
 Wallungen schwirrt.

XII. 473 f.

An den Arzt Virgil.

Ihren Itys beweint, während das Nest sie baut,
 Schon die Schwalbe, die leidvolle, die ew'ge Schmach
 Der cecropischen Burg, weil sie des fürstlichen
 Lüstlings Frevel so schwer gerächt.

Horaz, IV, 12. Ode.

Also erzählte die Muse; da rauscht ein Geflügel die Luft durch
 Und ein krächzender Gruss ertönete hoch von den Aesten.
 Pallas schauet empor und, woher so deutliche Rede,
 Forschet sie rings und wähnt, dass menschliche Zunge geredet.
 Vögel waren es: neun an der Zahl, ihr Schicksal bejammernd,
 Sassen sie hoch im Gezweige die allnachahmenden Elstern . . .
 Doch da zu reden sie trachten und laut mit Geschrei zur Verruchtheit
 Auszustrecken die Hände, da sehn sie Gefieder hervorgehen
 Ganz an die Nägel hinab und Flaum die Arme bedecken.
 Ein' an der anderen schaut, wie der Mund zum starrenden Schnabel
 Spitz sich engt, und ein Vogelgeschlecht den Waldungen zuwächst.
 Jammernd wollen sie schlagen die Brust; die geregeten Arme
 Schwingen sich hoch in die Lüfte, die walddurchkrächzenden Elstern.
 Jetzt noch bleibt dem Gevögel die alte Beredsamkeit übrig,
 Heiserer Kehlen Geschwätz, und die Sucht, unmässig zu plaudern.

Ovid Verwandlungen XXIV. 42 f. — 105.

Ceyx und Halcyone.

Schlagend die wehende Luft mit ebenentsprossenen Flügeln
 Sireifte sie über die Fluth, ein bejammernswürdiger Vogel,
 Und in dem Flüge zugleich, wie wehmuthsvoll und beklagend
 Girt ihr Mund ein helles Getön mit dem schnäblichen Klappern.
 Doch wie den Leib sie berührte, der stumm aufwaltet und blutlos,
 Jetzt um die theuersten Glieder, geschmückt mit junger Beflüglung,
 Gab sie umsonst, ach! kalt mit hartem Schnabel ihm Küsse . . .
 . . . Und zuletzt durch Gnade der Himmlischen nehmen
 Beide der Vögel Gestalt an.

II. 322 f.

Siehe wie das Wasser dahin, ohn' es zu lernen, sich schlingt.
Wie das besäte Gestad schön schimmert von eigenen Kieseln,
Und nicht süsser durch Kunst schallet der Vögel Gesang.

Properz I. 2 El.

An Cynthia.

Will ich vor lebenden Wesen den Strom der Klagen ergiessen,
Ist es der zwitschernde Chor, der mit dem Einsamen weilt.
Allem zum Trotze jedoch soll stets Dein Name, Geliebte,
Hallen im Echo des Walds, hallen am einsamen Fels.

Ders.

An Messala.

Dort ist ewiger Tanz und Gesang, dort hallt in den Zweigen
Von dem gefiedertem Chor silbern melodischer Sang,

Tibull.

Prolog.

Wer lehrte dem Papagei sein Chaire (freue Dich),
Die Raben wer den hohlklingenden Gruss?
Wer unterwies die Elstern, uns're Worte zu reden?
Der Lehrer der Künste, der Lehrer des Wissens,
Der Magen, er lehrte auch versagte Stimmen sich anzueignen.
Der Glanz des Goldes, wenn er verlockend blitzt,
Macht Dir aus Raben Dichter und Elstern zu Dichterinnen,
Die pegaseischen Sang erklingen lassen.

Persius.

Ihre Frauen, sie gleichen nicht Dir, o Cynthia,
Auch nicht Dir o Lesbia, deren leuchtende Aenglein
Ein entschlummerter Sperling mit bitttern Thränen umflorte.“

Juvenal. Satyre VI.

Die Römer liebten die Nachtigallenzungen mehr culinarisch als
phonetisch, nicht mit dem Ohr, sondern mit dem leckern Magen, für den
die Wälder dreier Welttheile ihrer gefiederten Sänger beraubt wurden.

„Quintus Aurius Söhne, ein Paar ruhmvoller Gebrüder,
An Ausschweifungen, Tand und Verkehrtheit Zwillinge völlig,
Schmausten um theuern Preis oft Nachtigallen zu Mittag.“

Horaz, Sat. 3

Ein römisches Vogelmenu, wie es dieser Dichter in derselben Satire schildert, mag hier noch folgen:

„Ein Gehacktes vom Kranich,
Auch der schneeigen Gans mit Feigen gemästete Leber,
Dann auch tischten sie Amseln auf mit verrösteter Brust,
Täublein ohne den Purzel . . . liebliche Kost . . .“

Wenn Gustav Jäger in der neuesten Phase seiner bekannten Theorie, die Töne riechen will, so mochten die Römer den Vogel-sang schmecken.

Ihre Nachfolger auch in der Gourmandise wurden die Italiener. In keinem Lande der Welt wird noch heutzutage der Krieg gegen die Singvögel so schonungslos geführt, als in Italien. Für unsere lieblichsten Wandersänger ist der Zug nach Italien so gefährlich, wie einst für die deutschen Kaiser. Gleichwohl kömmt Sinn und Begeisterung für Vogel-sang bei italienischen Dichtern hie und da innig, tiefsinnig und prägnant zum Ausdrucke:

Wie einen Staarentrupp beim kalten Hauch
Der Herbstluft rasch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch . . .
Hinum, hinan, hinauf, hinab verschlagen;
Sie hoffen, alles Trostes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen . . .
Und wie die Kraniche, die Luft entlang
In langen Reihen zieh'n, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang . . .
Die Schatten sich mit Winseln und mit Aechzen.

Dante, Göttliche Komödie, Hölle V.

Das wehte in den zitternd grünen Zweigen,
Die gerne sich nach jener Seite bogen,
Wo Schatten sich vom heil'gen Berge neigen . . .
Doch ward die grade Richtung nicht zerstreut
So, dass die Vöglein oben in den Wipfeln
Nicht ihrer ganzen Kunst sich noch erfreut; . . .
Die grüssen freudevoll mit ihrem Singen
Die ersten Stunden aus den schlanken Zweigen,
Die leise flüsternd in die Weise klingen . . .

Fegefeuer XXVIII.

Gelagert auf des Ufers weichem Moose,
Wo leise murmelnd Silberquellen schäumen,
Hör' ich den Vögeln zu und dem Gekose
Der Sommerlüfte in den grünen Bäumen,
Um einsam liebend noch von ihr zu träumen . . .

Lichte Hügel, dunkle Ruhestellen!
Grotten, Haine, Felsen, grau bemoos't!
Sänger, die ihr in den Wipfeln kos't!
Blumen, Büsche, Winde, Murrelwellen!

Petrarca's Sonetten 227, 261.

Manchmal singt sie hell und rein,
Dass umher die Vöglein singen.
Vöglein singen,
Lämmchen springen
Und die muntern Ziegen dringen
Schäkernd in der Frohen Reih'n.

Angelo Poliziano.

Es war zur Zeit, da Philomelens Klagen
Ertönen mit der Schwester im Verein,
Wann sie gedenkt der alten bittern Plagen
Und Liebesgluth die Nymphen weckt im Hain . . .

Pulci, Grosser Morgant.

Singt, ihr verliebten Vöglein mit mir,
Weil Liebe mich zum Sang mit Euch geladen;
Und, munt're Bächlein ihr,
In blumigen Gestaden,
Begleitet meinen Sang mit sanftem Laute!
Ihr Wander-Vöglein, höret!
So weit sich rund dem Blicke
Das Meer dehnt, und so weit wehn die vier Winde,
Ist auf der Welt kein Glück,
So dem vergleichbar wär', was ich empfinde . . .

Bojardo, Madrigal.

Seh' ich der Bäume vielbezweigte Glieder
Mit Blüthen angethan und jungem Grün,
Hör' ich der Vögel mannichfache Lieder,
Die lebensfrohen, süssen Melodien . . .

Dann sag' ich bei mir selbst: wie kurz von Dauer
 Ist doch des Erdenlebens Jammerbild!
 Jüngst lag, von Schnee bedeckt in kalter Trauer,
 Dies Thal, das jetzt so blüthenreich und mild; . . .
 Da hörte nicht von frühlingsgrünen Zweigen
 Man bunter Vögel sangesreiches Ach,
 Des Nordwinds rauhes Wüthen hiess sie schweigen,
 Der dürrer Aeste viel vom Baume brach. . . .

————— Vittoria Colonna.

Ihr zarten Vöglein, deren munter'm Singen
 Vom dichtbelaubten Ast die Ohren lauschen,
 Die meinen lauten Klagen sich verschlossen, . . .
 O, woll' es Eurem Flöten doch gelingen,
 Ein günstiger Geschick mir einzutauschen,
 Das frische Hoffnungen mir endlich sprossen . . .

----- Giovanni Giorgio Trissino.

Wetteifernd schallt, um jedes Herz zu kirren,
 Der Vögel Sang aus grünem Laubgemach.
 Die Luft erregt mit angenehmen Schwirren
 Der Bäume Laub, den Weiher und den Bach,
 Und weht gelinder, wenn die Vögel girren,
 Doch schweigen sie, so wird ihr Rauschen wach.
 Sei's Zufall, Kunst — jetzt weht sie sanft begleitend,
 Jetzt mit dem Lied in Wechseltönen streitend.
 Im schönen Schwarm fliegt einer, das Gefieder
 Gar prächtig bunt, der Schnabel Purpurschein.
 Die Zung, entfaltend laute Lieder,
 Scheint Menschengesprach und Menschenton zu leihn,
 Und also strömen seine Töne nieder,
 Dass Jeder fühlt, ein Wunder müss' es sein.
 Die andern lauschend seinem Lied, verstummen,
 Und auch die Winde hören auf zum summen . . .

----- Tasso's befreites Jerusalem 16. Gsg. 12. 13.

Nicht säumt er länger, weiter vorzudringen,
 Und hört nun süsse Tön' all' überall.
 Er hört des Bächleins Klage dumpf erklingen
 Und im Gezweig der Lüfte Seufzerhall,

Den Sänger Schwan die Sterbelaute singen,
Das Gegenklagelied der Nachtigall,
Und Orgel, Leyer, Menschenstimm' und Lieder —
So viel, so manche Tn' halt Einer wieder.

Das. XVIII. 18.

Wie sich vom Tag' erhellet, die blinde Eule stellet,
Wenn Vögel sie in Schwärmen, bekriegen und umlrmen,
Und sie will hacken mit ihrem Schnabel, duckt und streckt den Nacken:
So wollen wir Dich necken, o Lieb an allen Ecken.

Guarini, Pastor Fido.

Der Morgenstern versenkte sich in Osten,
Und führt das Frühroth neben sich herauf.
Der Lerche froher Wirbelschlag ertönte,
Dem nahen Tage grssend schon entgegen, . . .
Für uns ist grösste Wonn' und höchst' Entzücken . . .
Zu horchen, wenn in früher Morgenstunde
Die Lerch' und Nachtigall, dem Sange hin
Gegeben, um die Wett' sich bertrillern,
Der Turteltauben sanftes Girren zu erlauschen.“

Baldi, Gärtner Celeo I.

Bei andern romanischen Poeten, den portugiesischen, spanischen, französischen, namentlich den beiden ersteren, findet der Vogelsang geringere Beachtung. Die ältern Dichter derselben holten ihren Stoff mit mehr Vorliebe aus den griechischen und römischen Vogelmythen und liessen sich von den selbstvernommenen Vogelsngen seltener dichterisch anregen und wo dies geschah, wurden wenige neue Motive in deren Auffassung und Darstellung zu Tage gefördert.

Portugiesisch.

„Vom nahen Ufer schallt in dumpfen Klängen
Der laute Schmerz der schönen Halcyonen,
Erinnernd sich in traurigen Gesängen,
Was sie verloren in des Meeres Zonen . . .

Camoens, Lusiade. VI. 77.

Den Wagen zieh'n die Vögel, deren Lieder
Im Leben schon des Todes Feier schmücken,
Und Jene, deren schimmerndes Gefieder
Peristera umfing im Blumenpflcken, (Tauben)
Sie schwärmen um die Götter auf und nieder.

Das. IX 2

Und in den Wagen heben ihn (Amor) die Schwingen,
 An Cyprien sich üppig anzuschmiegen,
 Und diese löst die Zügel nun den Schwänen,
 Die Phaeton einst weihten Lied und Thränen.

IX. 43.

Und wenn in Lüften Vögel singend schweben,
 So wimmelt unten froher Thiere Leben . . .
 Am Wasser singt und hebt der Schwan die Flügel
 Und Philomele spricht aus schwanken Zweigen,
 Und nicht erschrickt Actaeon, ob im Spiegel
 Der Fluth sich auch Geweihe zu ihm neigen;
 Des Hasen Flucht will am bebuschten Hügel
 Und furchtsam bang sich die Gazelle zeigen,
 Und in dem Schnabel trägt besorgt zum Neste
 Der leichte Sperling für die kleinen Gäste.

IX. 62. 63.

Schwer geharnischt und nicht im leichten Federkleide schreitet
 die spanische Muse einher. Der eherne Waffenklang übertönt zumeist
 den Vogelsang. Inter arma silent — aves.

Lied eines Gefangenen.

„Wohl ist nun der schöne Maimond
 Da, die Lüftchen wehn im Thal,
 Da die Lerche lieblich singet,
 Lieblich singt die Nachtigall . . .
 Da sich Treugeliebte wieder
 Neu dem Dienst der Liebe weihn;
 Und ich Armer sitz im Kerker,
 Sitze traurig und allein . . .
 Weiss nicht, wenn es draussen taget,
 Weiss nicht, wenn die Nacht bricht an;
 Einst noch kam ein Vöglein droben,
 Und sang mir den Morgen an . . .
 Aber Ach! ein böser Schütze
 Schoss es — lohn ihm Gott dafür.
 Ach die Haare meines Hauptes
 Reichen fast zur Ferse mir . . .
 O, dass jemand mir mein Vöglein
 Wiedergäbe! Wär's ein Staar,

Der hier mit mir schwatzen könnte,
Oder eine Nachtigall . . .
Wär's ein Vöglein, das die Damen
Zu bedienen willig wär',
Zu Lenoren meiner Lieben,
Trüg es Botschaft hin und her.

Herder, Stimmen der Völker in Liedern.

Am Ufer erquickten sich spriessende Blumen
Im Schimmer der Göttin, und fühlten neu.
Die Vögel besangen mit Zungen und Harfe
Die Schönheit der Göttin und — schwiegen verstummt.
Die Vögel besingend den lieblichen Morgen,
Sie schwiegen und horchten und lernten das Lied.
Die schüchternen Nymphen im dunklen Gebüsche,
Sie nahmen die Blumen und schlüpften hinweg.

Daselbst.

In Frankreich fand das Vögelgetön ein herrliches Echo in
mancher Dichterbrust und ward zum Herold zartester Empfindung.

Troubadours:

Wie sehr gefällt mir die liebliche Osternzeit,
Die Blätter und Blumen bringt,
Wie froh bin ich den Jubel der Vögel zu hören,
Von deren Gesang die Büsche widerhallen.
Wie freut es mich auf den Fluren zu sehen,
Die ausgespannten Zelte blinken,
Am meisten entzückt mich im Felde der Anblick
Gewappneter Reiter und Rosse.

Bertrand de Born, 12. Jhd.

Wenn herrlich die liebe Nachtigall
Besingt die Blumen des Sommers,
Der Rosen entfaltet und Lilien,
Thautropfen sprengt auf Wiesengrün;
Voll Lust sing' ich dann um die Wett'
Mit den lust'gen Sanggenossen.

Raoul de Coucy. 12. Jhd.

Was klagt die Turteltaube
Im schweigenden Waldesgrund,
Indessen im schattigen Laube
Die treugesellte Taube
Ihr zärtlich küsst den Mund?

— — — Lamartine, *Préludes*.

Das Fenster am Vaterhause.

Ich weiss, wie das Haus, darin ich geboren,
Des Weinstocks Zweige grünend umrankten;
Die kleinen Vöglein naschten die Trauben,
Die golden am Fenster schwankten . . .
Oft bog dann die Mutter mit weissen Händen
Die honigsüssen Beeren hernieder,
Wir Kinder pflückten vom schwankenden Zweige
Und gaben den Vöglein es wieder . . .
Die Vöglein sind fort und die Mutter gestorben,
Der Weinstock wird nicht lange mehr währen,
Das Wintermoos umwuchert die Schwelle —
Und ich vergiesse viel Zähren.

— — — Ders.

Nichts kann das Ohr an diesem Strand erlauschen
Als nur der Welle zärtlich leises Rauschen,
Als nur den sanften Wind,
Als nur der Nachtigallen Klaggesang,
Als nur der Felsen Echo, deren Klang
Allmählich wie ein Hauch zerrint.

Ders. Aus dem „Chant d'Amour.“

Die Schwalben.

So seh' ich Schwalben Euch noch einmal wieder,
Feldflücht'ge, wenn der rauhe Winter naht?
So seufzte, von der Ketten Last darnieder
Gebeugt, am Strand des Mauren ein Soldat . . .
Ist eine nicht von Euch zur Welt gekommen
Am Dach, worunter ich als Säugling schlief?
Dann hat mitleidig sie wohl oft vernommen,
Wie mich die arme Mutter sehnend rief.

Sie liegt im Sterben — hört nicht auf zu wähen,
Sie höre meinen Tritt, — sie lauscht, — sie bricht
Getäuscht in Thränen aus, in bittr'e Thränen,
Ihr redet mir von Mutterliebe nicht?

—————
Beranger's Lieder.

Als ich eines Tages süß tönen liess
Meine Leier tief im Holze,
Naht eine Taube leis', setzt sich weiss
Auf die Leier von Ebenholze . . .
Doch anstatt das Ohr zu leih'n Melodein',
Die sie sonst vernahm so gerne,
Fragt die Taube, welche klagt, nur verzagt,
Nach dem Gatten, welcher ferne.

—————
Sainte-Beuve.

An meinen Freund S. B.

Der Aar, der Genius! — Vogel der Stürme,
Liebt er die höchsten Berg' und Felsenthürme;
Des Tags Erwachen grüsst sein stolz Geschrei;
Nie taucht die Klau' er in den Schlamm begehrlieh,
Und mit der Sonne Blitze unaufhörlich
Wechselt sein Auge wild und frei!

—————
Victor Hugo.

Dort bebt das Laubwerk — jubelt oder klagt es?
Dort singt ein Vogel — weint er oder lacht?
Dort spricht das Weltmeer — jauchzt es oder zagt es?
Und dort der Mensch — lieb- oder zornentfacht?

—————
Ders.

An Deine Thür pocht alles Sehnen;
Das Frühroth spricht: ich bin der Tag!
Der Vogel: ich des Wohllauts Tönen!
Mein Herz: und ich die Lieb', erwach!

—————
Ders.

Der Vogel rauscht durch's Laubwerk nieder;
Er schüttelt zwitschernd sein Gefieder!
Arm Vöglein, das der Herr beschützt!
Er hört den Wind die letzten Tropfen
Des Regens von den Blättern klopfen,
Und sieht sein Nest davon durchblitzt.“

Ders.

Bei den Slaven verlässt der Vogelsang nur selten die Region des Volksliedes; wo er in schalkhaften und rührenden Weisen ausklingt, um bei Dichtern Melodien zu wecken.

Frühlingslied. (Lettisch).

„Komm, o komme Nachtigallchen!
Komm mit Deinem warmen Sommer;
Meine lieben jungen Brüder
Wüssten sonst die Saatzeit nicht . . .

Die lustige Hochzeit. (Ein wendisches Spottlied).

Wer soll Braut sein?	Wer soll Brautigam sein?
Eule soll Braut sein.	Zaunkönig soll Bräutigam sein.
Die Eule sprach	Zaunkönig sprach
Zu ihnen hinwider, den beiden:	Zu ihnen hinwider, den beiden:
Ich bin ein sehr grässlich Ding,	Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht die Braut sein;	Kann nicht Bräutigam sein:
Ich kann nicht die Braut sein.	Ich kann nicht der Bräutigam sein!

Wer soll Brautführer sein?
Krähe soll Brautführer sein.
Die Krähe sprach
Zu ihnen hinwider, den beiden:
Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer sein;
Ich kann nicht Brautführer sein.

Herder, aus den Stimmen der Völker in Liedern.

Slovenisch.

Neujahrslied.

Guten Abend, Herr vom Hause,	In des Söhnleins Hand ein Becher,
Schenk uns Gott manch gute Gäste,	In dem Becher eine Rose,
Vor dem Haus die grüne Föhre,	Auf der Rose dann ein Vöglein;
Dran gebunden einen Rappen,	Und das Vöglein lustig singe,
Auf dem Rappen einen Sattel,	Und sich in's Getreide schwinde,
Auf dem Sattel eine Wiege,	Das das Weizenkörnlein springe!
In der Wieg' ein junges Söhnlein!	

König Amsel.

Schwarzamsel hat Provinzen neun:
 Das erste Land heisst Föhrenhain,
 Das zweite Land heisst Ulmenreich,
 Das dritte Land heisst Weidenzweig,
 Das vierte Land heisst Erlenstatt,
 Das fünfte Land heisst Haselblatt,
 Das sechste Land heisst Eichenwald,
 Das siebente Land heisst Buchenhald,
 Das achte Land heisst Ahornast,
 Das neunte Land heisst Lindenrast . . .

Ständchen.

Gar so schön kukukt der Kukul	Seine Sense wetzt mein Letzter
Dort im grünen Buchenhain,	Dort am grünen Wiesenrain.
Und es schlägt gar schön die Wachtel	Kühler Thau und scharfe Sense,
Dort am grünen Wiesenrain.	Und das Gras sinkt lustig ein . . .

Anastasius Grün, Volkslieder aus Krain.

Russisch.

Die Nacht bricht an. Des Himmels Bogen
 Durchläuft der Mond in stillem Gang,
 Die Nachtigall im Waldesdüster
 Beginnt den girrenden Gesang . . .
 Und sieh! Schon knistert kalter Reif,
 Und streut sein Silber auf die Flur,
 Die schönen Zeiten sind hinunter,
 Es trauert ringsum die Natur.
 Der Bach, mit Eise überzogen,
 Glänzt mehr als ein modern Parket,
 Und mit dem Schlittschuh feget heiter
 Die Knabenschaar das starre Brett.
 Auf rothen Pfoten schwimmt sinnend
 Die plumpe Gans im kalten See,
 Sie schreitet achtsam auf dem Eise,
 Sie gleitet aus und fällt. Juchhe! . . .
 Es grünt der Wald, die Himmel glänzen
 Bereits in dunklerem Azur.

Die Biene eilet aus der Zelle,
Wo sie entrichtet den Tribut;
Die Thäler trocknen ab und färben
Sich bunter in der Sonnengluth,
Die Heerde lärmt, die Nachtigall
Entzückt die Nacht mit süßen Schall . . .
Lasst zwischen jenen sanften Höhen
Hindurch uns gehen nach dem Bach,
Der durch ein Lindenwäldchen fließend
Dem fernen Strome eilet nach.
Dort singt die Nachtigall, der Liebling
Des Frühlings manche liebe Nacht . . .

Alexander Puschkin, Onegin.

Polnisch.

Weisst Du? Dass von der Sperlinge Myriaden —
Die Morgens hier sich sammeln wie zum Fest,
Die Borken lesen und im Sand sich baden —
Seit mir der Tod die ersten Kinder nahm,
Kein einziger fortan zur Atzung kam!
Ob sie sich vor dem Zeltdach, dem zerfetzten,
Ob vor dem Ausdruck meiner Stirn entsetzten?
Und niemals sind die Vöglein mehr gekommen,
Mit stiller Trauer hab ich's wahrgenommen.

Der Vater der Pesterkrankten, von Julius Stowacki.

Die Lerche.

Hört Ihr wohl die Lerche singen
Und die Flüglein rauschend schwingen?
Lieder aus der Erdenwelt
Sendet sie zum Himmelszelt
Lerche, warum bittest Du?
Um des eignen Nestleins Ruh?
Um das Körnchen winzig klein?
Um das Wasser kühl und rein?
Mutter-Gottes-Sänger bin ich,
Bete für das Dörfchen innig;
Wenn ich gut bin zu den Leuten
Werden sie mir Schutz bereiten.

Darum flieg' ich zu den Höhen,
 Thau vom Himmel zu erfliehen
 Und der Wolke Segenskraft,
 Die der Flur Gedeihen schafft:
 Frieden, Wärme, Sonnenlicht,
 Das erbitt' ich, Anders nicht.

Vincenz Pol.

Hier schlägt eine Wachtel Triolen, wie üblich,
 Der Kreuzschnabel zirpt mit dem Grünling so lieblich,
 Dort pfeift auch ein Pirol, es flötet die Amsel,
 Und wenn gar die Elster, die Krakauer Mamsell
 Zu plaudern sich anschickt, dann rückt auch der Häher
 Der Elster, verlegen sie anredend, näher.
 Doch wenn hier die Amsel nun auch noch drein redet,
 Die einst bei dem Schuster gestanden in Lehre,
 Im Sprachkampf schon siegreich den Raben befehdet —
 Dann kommt bald zum Schweigen die ganze Voliere,
 Man hört nur des Gimpels stillschweigend Geflüster,
 Er war ja Gesandter und war auch Minister . . .
 Mit Elster und Häher, da geht's noch so hin,
 Sie sind schmucke Damen von artigem Sinn,
 Doch — belfert die Amsel mit Hoffarth im Ton,
 Gleich fordert der Gimpel die Demission.
 Wenn endlich der Mundschenk durch Streufutters Macht
 Den zänkischen Staaren zur Ruhe gebracht,
 Schweigt Alles ein Weilchen — nicht lange — und leise
 Ertönt der Drossel sanft edele Weise,
 Es schnarrt auch der Zeisig, doch zwingt der Stieglitz
 Mit Schlägen den Läufer zum ruhigen Sitz.
 Dann deckt der Herr Mundschenk die Käfige zu,
 Und plötzlich schweigt Alles. — Nun tönt durch die Ruh
 Der Waldlerche weicher und ernster Gesang.
 Und wie wenn zur Vesper die Glocke erklang,
 Haucht innige Andacht die Nachtigall aus . . .

Der Starost von Kiśla. Pol, übersetzt v. H. Nitschmann.

Und Du, schwarzes Vögelein, das noch Jedem sagte
 Seinen Gruss, den es erspäht, und ihn etwas fragte,
 Willst mit dem Kosaken Dein Geheimnis theilen,
 Tummle Dich! Eh' Du am Ziel, wird er Dir enteilen . . .

Wohl für Sie der Vögelein süsse Weisen klingen,
 Drin mit Schnäbeln, thaubeperlt, sie ihr Fühlen singen . . .

Klänge, wild und doch so süß, dann um uns erschallen:
 Meereswogen, Sturmgebraus, Sang der Nachtigallen;
 Ihr Geheimniss, feurig bald, sehnend bald und leise
 Dem erwachenden Gefühl kündet ihre Weise.

Anton Malczewski, Maria.

Halt, o Verwegener! Männer im Scherze
 Schmeicheln, wie Nachtigallschlagen;
 Doch, wie ein Füchsllein, schlau ist ihr Herze
 Liess ich vom Vater mir sagen . . .

Still ist's; aufgescheucht im Traume,
 Krächzt die Krähe nur vom Baume;
 Nur vom Lager leuchten ferne
 Grimmen Wolfes Augensterne . . .

So krächzt er, höhnisch streifend mich mit den scharfen Klauen,
 Und dreimal Aug' und Aug wie starr einander schauen.
 Wer bebt zuerst? — Der Geier, schon war er hoch entflohen,
 Bevor ich, ihn zu strafen, noch spannte meinen Bogen.
 Und als, mir im Rücken nachspähend ihn entdeckte,
 Hoch schwebet in den Lüften — ein Punkt — der Graugeflekte;
 Der Sperlings- — Falter- — Mückengleiche,
 Schmilzt endlich ganz dahin im Aetherreiche . . .

Tauben, ein Pärchen flog aus dem Walde,
 Habicht als Dritter folgt ihm zur Halde:
 Täubchen, blick' aufwärts! . . . Ducke Dich nieder!
 Naht auch Dein Tauber mit Silbergefieder? . . .
 Weine nicht, Kummer kann Dich verwirren!
 Hörst Du den neuen Tauber nicht girren?
 Füßchen mit Sporen, Hälschen mit Kränzen —
 Siehst es nicht bläulich glänzen und schillern? . . .

Adam Mickiewicz, Balladen.

Ueberraschende Wendungen, feine Beobachtung und originelle Anwendung zeichnet die Widergabe der Vogelstimmen in der magyarischen Dichtung aus.

Wenn also die Gottheit zu mir spräche:
Lieber Sohn! Sieh, ich gewähre Dir,
So zu sterben, wie Du's selbst Dir wünschest,
Würde Folgendes ich wünschen mir:
Herbsttag sei, ein schöner, sanft und heiter,
Gelbes Laub umstrahlt vom Sonnenschein,
Und im Laube sing' sein letztes Liedchen,
Ein zurückgebliebenes Vögelein! . . .
Und dass, wie vom Vögelein in dem Laube,
Dann mein letztes Liedchen auch erkling',
Das mit Zauberkraft tief in die Herzen,
Und zur Himmelshöhe mächtig dring'.
Und wenn dann mein Zauberlied zu Ende,
Schliesse mir ein Kuss die Lippen zu . . .

Der Vogel zieht gar hoch, gar weit,
Sobald des Herbstes rauhe Zeit
Bemerkbar wird in der Natur —
Im Lenz jedoch macht er zurück die Tour. —
Er steigt, ihn trägt sein Flügelpaar,
Und überrascht nimmst bald Du wahr,
Dass er die Luft der blauen Ferne trinkt.
So schnelle er zur Höhe steigt,
Gleich luftgen Träumen, die entschweben. —
Doch was entfliegt,
Was nie zurück ein Frühling bringt,
Noch schneller, als des Vogels Flug? — Das Leben . . .

Die Nachtigall, sie singt ihr schönstes Lied
An Deiner Auferstehung Sängerkfest —
Doch gab's sonst einen, der, wenn Du erwacht,
Dich schöner als die Nachtigall begrüsst!
Du siehst Dich um und fragst erstaunt umher:
Wo ist mein grösster Sänger? wo bleibt er? . . .
Ein Grabeshügel wird die Antwort sein! — — . . .

Schöner ist, als hier der Lenz, der Winter,
Schöner dort die Nacht als unser Tag,
Vögel schweben dort statt Schnees Flocken
Feenhaft mit ihrer Lieder Schlag . . .

Ich möchte sein ein Wald
An eines Stromes Rand,
Dem allerstärksten Sturm.
Dem böt ich Widerstand.

Doch nur dann, wenn's Liebchen mein
Wollt' sein ein Vögelein,
Das in dem Nest auf meinem Laub
Säng seine Melodein . . .

Der Wald hat seine Vögelein,
Der Garten seine Blümelein,
Der Himmel seine Sternelein,
Der Bursche hat sein Mädelein.
Der Vogel singt; die Blume blüht;
Der Sterne Glanz die Welt umsprüht,
Das Mädchen glänzt und blüht und singt,
Und jedes hohe Freude bringt.
Jedoch die Blümelein verblüh'n;
Der Stern verbleicht; die Vögel ziehn;
Nur Du kennst keine Jahreszeit.
Der Liebe Himmelsseligkeit!

Alexander Petöfi, Gedichte.

Den Uebergang zur deutschen Dichtung, die wir uns aus dem Grunde zum Schlusse aufgespart, weil wir uns mit ihr eingehender beschäftigen und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit, und dem alle übrigen Sprachen weit übertreffenden Reichthum ihrer Vogelsangpoesien eine grössere Auswahl treffen wollen, vermitteln Proben aus schwedischen, dänischen, englischen und englisch-amerikanischen Dichtwerken:

Schwedisch.

Wer lehrte Dich die Sprache meiner Triebe,
O Bach! Im Kosen mit der Blumenflur?
Wer, Nordens Nachtigallen, Euch der Liebe
Schwermüth'ge Klag', die meiner Brust entfuhr? . . .

Wie lockend singt die Drossel in dem Thale!
Ihr Lied ist wie ein Ton von Walhalls Strand.
Wie herrlich glänzt die Fluth im Mondestrahle!
Er scheint herüber aus der Todten Land. . . .

„Horch, eine Lerche sang!“ — „Nein, einer Taube
Vertraulich Girren ward im Walde laut;
Am Bühel schläft die Lerche noch im Laube,
Beim Gatten in dem Neste, warm gebaut.
Die Glücklichen! der Tag mag untergehen,
Mag neu erwachen, keiner trennet sie;
Frei wie der Flügel, der zu Wolkenhöhen
Die frohen Kleinen führet, sind auch sie . . .“

Blutig um die Wolken ziehen,
Blitze ihren Zackenrand,
Alle Meeresvögel fliehen
Schreiend an den sichern Strand . . .

Da steigt plötzlich von Tempel-Zinnen
Sein Edelfalke, und schiesst ihm nun,
Zur Schulter, wie er es pflegt zu thun.
Er schlägt und schlägt ihn mit weissen Schwingen,
Ihn fort zu locken will keinem gelingen;
Er kratzt mit brandgelben Klauen dazu,
Er hat nicht Friede, er hat nicht Ruh.
Er lehnt den Schnabel an Frithiofs Ohren
Als wär' zum Boten er auserkoren;
Vielleicht von Ingborg, der theuren Braut?
Doch keiner fasst den gebroch'nen Laut. — . . .

Lenz und Wald erwachen wieder, Vögel zwitschern, Sonne scheint.
Singend tanzen frei die Ströme hin, wo sie das Meer vereint . . .

Wie er schlummert, horch! — Ein Vogel, kohlschwarz, singt vom nahen
Zweig'.
„Sput' Dich Frithiof, triff den Alten, end den Hader zwischen Euch . . .“

Frithiof lauschet, horch! Vom Zweige tönet weissen Vogels Lied:
 „Sieht Dich auch kein menschlich' Auge, Odins Aug' gewiss Dich sieht . . .“
 So die beiden Vögel sangen, aber mit entsetztem Sinn
 Schleuderte sein Schlachtschwert Frithiof, weit von sich in's Dickicht hin.
 Da gen Nastrond flog der Schwarze, doch mit leichtem Flügelschlag
 Schwang, wie Harfenton, der Weisse klingend sich der Sonne nach . . .

Jedwedes Herz hat seinen Balder, denk'st Du noch
 Der Zeit, als Friede war in Deiner Brust, und froh
 Und himmlisch still Dein Leben, wie Singvögel-Traum,
 Wenn sommernächt'ge Winde hin und her das Haupt
 Der müden Blumen wiegen und ihr grünes Bett?
 Da lebte Balder noch in Deinem reinen Sinn . . .

Esaias Tegnér, Frithiof.

Dänisch.

Der wandernde Sänger.

Der Storch, der kluge Vogel	Dem Pflug des Bauern folgte
Zog längst schon von dem Dach,	Schreiender Krähen Schaar,
Und gelbe Blätter schifften	Im bunten Wald der Vöglein
Herab den klaren Bach;	Lied nun verklungen war.

Der Wald-Bruder.

Mainacht, die kurze, helle,	Im Wald war es noch stille;
War schon gezogen sacht	Der Sonne nur, die steigt,
Fort aus den dunklen Wäldern,	Locket Kukul, wie die Kinder
Nur in der Dämmerung wacht	Zum Spielen stets geneigt.
Der Morgenstern noch glänzend;	Doch nach und nach da kamen
Hoch in der Luft sich schwang	Der Stimmen mehr und viel,
Die unsichtbare Lerche	Tags Mutter ward begrüset
Wie ein Glücklein und klang.	Mit vollem Orgelspiel.

Im Jägerhause.

Vom Königsschloss ein Tagmarsch,	Buchfinken zwitschern dorten,
Da liegt im Walde dicht	Dort singt der schwarze Staar,
Ein offner Platz, den Hasel	Im krausen Waldsee plätschert
Und Buche eng umflieht.	Der wilden Enten Schaar.

Christian Winther.

Englische Dichter haben ungewöhnlich das Liedergold der Vogelkehle auszumünzen verstanden:

Julia: Willst Du schon gehen? Der Tag ist ja noch fern.

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,

Die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang.

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.

Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo: Die Lerche war's, die Tagverkünderin, nicht Philomele . . .

Julia: Es tagt, es tagt! Auf! eile! fort von hier,

Es ist die Lerche, die so heiser singt

Und falsche Weisen, rauhen Misston gurgelt.

Man sagt, der Lerche Harmonie sei süß;

Nicht diese, sie zerreisst die unsre ja.

Die Lerche, sagt man, wechselt mit der Kröte

Die Augen: möchte sie doch auch die Stimme! . . .

Shakspeare, Romeo und Julia. Act 3, Sc. 5.

Chor: Nachtigall, mit Melodei

Sing in unser Eia popei!

Eia popeia! Eia popei!

Dass kein Spruch,

Kein Zauberfluch

Der holden Herrin schädlich sei.

Nun gute Nacht mit Eia popei! . . .

Ein Sommernachtstraum 2. 2.

Die Schwalbe, die den Sommer bringt,

Der Spatz, der Zeisig fein,

Die Lerche, die sich lustig schwingt

Bis in den Himmel 'nein; . . .

Der Kukuk, der der Grasemück'

So gern in's Nestchen heckt,

Und lacht darob mit arger Tück'

Und manchen Ehmann neckt . . .

Das. 3. 1.

Ariel: Wo die Bien', saug ich mich ein,

Bette mich in Maiglöcklein,

Lausche da, wenn Eulen schrein,

Fliege mit der Schwalben Reih'n

Lustig hinterm Sommer drein.

Der Sturm 5. 1.

Der drückt die Augen immer ein und lacht,

Wie 'n Staarmatz über einen Dudelsack . . .

Der Kaufmann von Venedig 1. 1.

Wenn Schäfer froh schalmein am See
 Und Lerchenklang den Pflüger weckt,
 Die Tartel hüpf't mit Dohl und Kräh'
 Und Mädchenleinwand Bleichen deckt;
 Hohneckend ruft der Kuckuk dann
 Von jedem Baum dem Ehemann: Kuku!
 Kuku! Kuku! O schlimmer Ton,
 Lang hört der Ehemann sein Drohn . . .
 Wenn's Blut gerinnt, der Bach friert zu,
 Dann singt zur Nachtzeit der Uhu: Tohu!
 Tuwit! Tohu! — Ein lust'ger Laut,
 Indess Susanna Würzbier braut . . .

————— Verlorne Liebes-Müh 5, 1.

He, juch! von Vöglein wie klingt das Thal —
 Die Lerche mit Tirilirigesang —
 He, juch! auch Dohl' und Amsel dabei —
 Sind mir und den Muhmen ein Sommerklang,
 Indess wir tanzen und tummeln im Heu.

————— Das Wintermärchen. 4. 2.

Der Aar lässt kleine Vögel singen und
 Ist unbekümmert, was damit gemeint.
 Er weiss, dass mit dem Schatten seiner Flügel
 Er, wann er will, ihr Lied zum Schweigen bringt . . .

————— Titus Andronicus 5. 1.

Des blühenden Strauches friedlich Loos,
 Der dort am Felsen hängt
 Und zum Besuch im duftigen Schooss
 Den Hauf'ling nur empfängt,
 War meines, bis die Liebe kam
 Und warf die Blüthen hin,
 Und weggeweht von Sorg' und Gram,
 Schwand jugendfroher Sinn.
 Die muntre Lerche fröhlich schwingt
 Sich zu den Wolken auf,
 Mit thauigem Fittig schmetternd dringt
 In's Frühroth sie hinauf.

So war mir keine Sorge kund,
 Bis Deine blumige Schling',
 O Liebe mich in böser Stund
 Als Deinen Sklaven fing!

Ein schottischer Gesang.

Phillis.

Während die Lerche sang
 Im Frühlingswind,
 Ging ich den Morgengang,
 Die Luft war lind:
 Golden in's Thal hinein
 Blicke der Sonnenschein:
 So mag Dein Morgen sein,
 Phillis, mein Kind.

Mit jedem Vöglein sang
 Ich froh gesinnt;
 Wo manche Blum' entsprang,
 Kam ich geschwind,
 Wo im bethauten Grün
 Röslein am Morgen glühn:
 Mögest auch Du so blühn,
 Phillis, mein Kind.

Tauber mit Taub' im Hain
 Koset und minnt;
 Habicht in's Netz hinein
 Stürzte geschwind.
 So mag es jedem gehn,
 Uebel und wehe geschehn,
 Wagt er es, Dich zu schmähn,
 Phillis, mein Kind . . .

Im luftigen Laub die Taube klagt,
 Das Echo alles wiedersagt;
 Der Hänfling in dem Haselgrün
 Wettsingt mit andern Vögeln kühn.
 Im duftigen Klee die Wachtel girrt,
 Das Rebhuhn durch die Wiesen schwirrt,
 Die Schwalbe fliegt zum Dach herein
 Und sieht mich bei dem Rädchen mein.

Burn's Lieder und Balladen.

Bevölkert stets von Bienen, Vögelschaaren,
 Den feenhaften, vielgefärbten Dingen,
 Die süß'ren Klang zum Lob wie Wort' ihr paaren,
 Unschuld'ig schlagend mit den heiteren Schwingen,
 Furchtlos und lebensvoll . . .

Byron. Harold's Pilgerfahrt.

Zur Nacht auch hört man bei ihr singen
Ein Vöglein, das in Nähe weilt;
Nicht schaut man seine luft'gen Schwingen,
Doch süß, wie Hourï-Harfen klingen,
Ist Zauberton dem Lied ertheilt.

Die Braut von Abydos.

Wie lieblich klang das Lied auf Tubonai
Vom Felsen nieder zur Korallenbai,
Die Mädchen sangen: Lasst uns gehn in den Wald
Und hören, wie das Lied der Vögel schallt.
Wildtaube gurr't uns aus dem Dunkel zu,
Gleich wie der Götter Ruf von Bolotu.

Die Insel.

Und ihre Uhr, die hoch im Riesendome sass,
Dass war die Sonne, doch für sie gab's keine Uhr:
Ihr Tag war eine Stunde nur!
Die Vesperglocke war die Nachtigall: ihr Lied
Sagt' es der Rose, dass der Tag nun schied.

Das.

Von Tubonai nicht ferne strebt
Ein Fels mit schwarzem Haupt aus Schaum und Wellen,
Des Vogels Aufenthalt, von Menschen nicht belebt . . .
Hier tönet, wenn ein Ruder geht vorbei,
Als Echo gellend des Seevogels Schrei,
Der an der nackten Brust aufzieht die Brut,
Die flüggen Fischer dieser öden Fluth.

Das. IV. Ges.

Die Amsel.

Lass, Amsel, hell Dein Lied erklingen!
Wenn jeder Nachbar schiesst nach Dir,
Hab' ich ein fruchtbar Gärtchen hier,
Drin magst Du schmausen, hausen, singen . . .
Goldschnabel! ist zur Rast verwiesen
Nun Deiner Silberkehle Klang?
Der Ueberfluss verdarb den Sang,
Um den Dich einst der Lenz gepriesen.

Jetzt in den schwülen Gartenhecken
Ward aus dem Flötenton Gekreisch,
Ich hör Dich gar nicht, oder heisch,
Wie Höker hökern an den Ecken.

Der sterbende Schwan.

Des Schwanes Sterbelied durchdrang
Die Wüstenei mit Lust
Und Weh zugleich. Zuerst erscholl
Das Wirbeln tief und klar und voll,
Bis matter nun aus müder Brust
Durch's Lustrevier der Klaggesang.
Bald fern, bald wieder nah erquoll.
Doch dann, aufjubilend in Lust und Leid,
So stark und frei, so kühn und hold,
Kam es jauchzend herangerollt,
Wie wenn ein mächtiges Volk sich freut
Mit Cymbeln, Schalmeyen, und Harfen von Gold
Und hinaus der jubelnde Lärm enttollt
Aus der Stadt geöffneten Thoren fern
Zu dem Hirten, der aufblickt zum Abendstern.
Und das kriechende Moos und das rankige Moor,
Und das feuchte Weidengezweig am Strand,
Und das wallende Ried und das seufzende Rohr,
Und des hallenden Ufers gewühlter Rand,
Und die Wasserblumen zitternd und bang,
Die einsamen Weiher und Gräben entlang,
Ueberfluthete all' der wirbelnde Sang.

Tennysen.

Anglo-amerikanische Dichter.

Auf riss ich das Fenster klirrend — siehe, gravitatisch schwirrend
Schritt ein Rabe, gross und mächtig, in das Zimmer zu mir her.
Nicht mit einem Gruss bedacht' er mich, kein Dankeszeichen macht' er,
Vornehm stolz zur Ruhe bracht' er sein Gefieder regenschwer,
Flog auf eine Pallasbüste ob der Thüre sacht und schwer —

Sass dort still, und sonst nichts mehr.

Und der schwarze Vogel machte, dass ich trotz der Trauer lachte,
So possierlich ernst und finster sass ob meiner Thüre er.

„Ob Dein Kamm auch kahl geschoren, bist als Feigling nicht geboren,
 Alter Rabe, der verloren irrt im nächt'gen Schattenmeer!
 Sprich, wie bist Du denn geheissen im pluton'schen Schattenmeer?“

Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Edgar Allan Poe.

(Amerikanische Anthologie von Adolf Strodtmann).

Die Rückkehr der Vögel.

Vieltausendkehlig schallt zu mir
 Ein Zwitschern, das verstummt seit lang:
 Rothkehlchens Flötenton, und hier
 Grasmückchens leiser Sang.
 Die dürre Flur, die braunen Höhn,
 — Noch nicht der Heerden Aufenthalt —
 Das Bachgebüsch sind von Getön
 Der Vögel rings durchwallt.

William Cullen Bryant.

Um ihn war Alles licht und schön,
 Und alles war frei und froh;
 Eichhörnchen tanzten auf Baumeshöhn,
 Und Vögel erfüllten die Luft mit Getön,
 Das jubelnd aufwärts entfloh.

Henry Wadsworth Longfellow.

Vöglein zwitschern um mein Fenster	Also zwitschert mir's im Hirne
Wundersüsse Melodein;	Von Gedanken Tag für Tag —
Täglich häng ich aus mein Bauer,	Aber in des Liedes Bauer
Doch kein Vöglein fliegt hinein.	Zieht nicht ein ihr Flügelschlag!

R. H. Stoddard.

Der Giessbach schüttelt, weiss von Schaum,
 Der Wellenlocken Silberflaum,
 Und murmelt, wie im süssen Traum;
 Doch ach, sein Lied klingt schaurig.
 In Lüften schmettert der Pirol,
 Und Musik rauscht im Winde wohl;
 Mir schallt's wie Klage dumpf und hohl —
 Mein Herz ist trüb und traurig . . .

George Henry Boker.

Die Vöglein in dem Laub der Tamarinde
Begrüßten liebegirrend sich, und zahn
Aus seinen Pranken liess der Leu die Hinde,
Als Kamadewa kam.

Wie ungesch'n mit Schweigen
Ein Fink sich birgt in Zweigen,
Bis eines andern Finken Schall
Ihm süß entlockt den Widerhall:
So durch der Lieder Echomund
Gibt hier das heisse Herz sich kund.

Bayard Taylor.

Die Amsel fliegt in dem Haselstrauch,
Eichkätzchen sitzt auf dem Baum;
Und Maud, sie wandelt im luftigen Wald,
An des blitzenden Meeres Saum.
Die Amsel lügt, wenn sie singt von Lieb',
Und Eichkätzchen ist ein Schalk,
Und Maud ist voll eitelen Flattersinns,
Wie der schwimmende Wanderfalk!
O Amsel, stirb in dem Haselstrauch,
Eichkätzchen verhungre im Baum!
Und, Maud — Du magst wandeln im lustigen Wald,
Aus ist meiner Liebe Traum!

Rothkehlchen.

Rothkehlchen, sing Dein muntres Lied
Aus blühndem Kirschbaum hervor;
Dein Schall, der schmetternd weiter zieht,
Berück' des Frühlings horchend Ohr!
Denn während Du, von Lust entfacht,
Ein Dichter, müssig singst Dein Glück,
Entflieht des Sommers kurze Pracht,
Und lässt Dich arm und kalt zurück . . .

Thomas Bailey Aldrich.

Gemüth und Phantasie, die beiden Schwingen der **deutschen** Volksseele, brachten diese der Vogelnatur weit näher, als irgend einen anderen

Volksstamm. Keine andere Literatur ist vom Anbeginn bis auf unsere Tage so durchtönt vom Vogelsang als die deutsche. Ueberall im naiven Kinder- und Volksliede, wie in schwungvollen Hymnen der Begeisterung für höhere Ideale zwitschern, tiriliren, flöten, schmettern, klagen und schlagen Waldvögelein.

Gudrun.

Es war die Zeit, wo scheidend
Des Winters Macht verging,
Und wo neu der Vögel
Wettgesang aufing.
Frisch nach ihren Weisen
Nach des Märztes Stunden . . .

Tristan und Isolde.

Da waren kleine Waldvögelein,
Die der Ohren Freude sollen sein,
Blumen und Blüthen, Gras und Kraut . . .

Ihr Dienst das war der Vogelschall:
Die kleine reine Nachtigall,
Drossel und Amsel obendrein
Und andere Waldvögelein,
Der Zeisig und Galander,
Die sangen wider einander
In die Wette und in Widerstreit.
Dies Gesinde diente zu alle Zeit
Ihren Ohren, ihrem Sinne . . .

Gottfried von Strassburg.

Der schöne Sommer kommt gegangen,
Das erquickt die Vöglein inniglich,
Denn um die Wette freun sie sich,
Die schöne Zeit schön zu empfangen . . .
Nun ziemt sichs wieder, dass der Aar
Winke dem viel süssem Winde:
Ich bin geworden gewahr
Neues Laubes an der Linde . . .

Heinrich von Veldecke.

Es hätte wohl ein Papagei und Staar
Seitdem gelernet sprechen von der Minne:
Ich hab' gedienet ihr so manches Jahr,
Dass meine Red' ihr kommen müsst' zu Sinne.

—————
Heinrich von Morungen.

Vöglein, hellgestimmt, die besten,
Wiegen in der Zeit des Mai ihr Kindlein mit Gesang.
Dann schläft nicht die Nachtigall.
So sprach auch ich und sing' auf Berg und im Thal . . .

—————
Wolfram von Eschenbach.

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten sass,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

—————
Walter von der Vogelweide.

Was nützt in dem wilden Walde
Kleiner Vögelein Gesang
Und ihr Tönen mannigfalte,
Wer sagt ihrem Singen Dank?

Stille bleibt der wilde Wald
Und die Hirsche weiter ziehen,
Hören nicht den Ton im Fliehen,
Der so ganz umsonst verhallt.

—————
Heinrich der Schreiber.

Dort ist wohl des Vögleins Lust, dass es lieblich drinnen singet,
Davon ein verliebtes Herz hoch auf sich in die Wolken schwinget.

—————
Kraft von Toggenburg.

Weithin im Walde, auf der Halde, hört man balde
Wonniglichen Schall:
In süßer Weise, Hoch von Preise, laut und leise
Singet die Nachtigall.
Der Vöglein Sang, ist nimmer krank
Entgegen dem Maien . . .

Wehe, Winter Dein' Gewalt
 Will uns wieder zwingen;
 Heid' und all die Blumen roth,
 Die sind nun worden fahl;
 So klag' ich den grünen Wald
 Und der Vöglein Singen,
 Und zumal die grosse Noth
 Der lieben Nachtigall.
 Weh' was klag' ich um der Vögel Schwere?
 Wen ich nur der Lieben lieb in rechter Liebe wäre,
 So klagt' ich nicht die Vöglein, noch der lichten Blumen Schein.

Gottfried von Nifen.

Die Vöglein waren in manchen Sorgen
 Die Zeit daher im Winter kalt,
 Sie duckten sich am kühlen Morgen,
 Mit Schnee bedeckt stand der Wald:
 Nun wollen sie sich zweien
 In dieser lichten Frühlingszeit . . .
 Was meinen nun die Vögelein,
 Dass sie so oft aufblicken nach der Sonne,
 Und singen auch dabei so froh?
 Sie freut der sommerliche Schein . . .
 Die Vöglein singen in süßem Streit
 So mannigfaltig wonnesame Töne . . .

Johann Hadloub.

Ich ritt durch einen grünen Wald,
 da sangen die Vöglein wolgestalt,
 frau Nachtigal mit inen;
 nun singt, ir klein waldvögelein,
 umb meines bulen willen.

Herzlich tut mich erfreuen
 die fröhlich summerzeit,
 all mein geblut verneuen,
 der mei viel wollust geit;
 die lerch tut sich erschwingen
 mit irem hellen schal,
 lieblich die vöglein singen,
 voraus die nachtigal.

Guckguck hat sich zu tod gefallen,
von einer holen weiden,
wer soll uns diesen summer lang
die Zeit und weil vertreiben?
Ei da sol tun Frau Nachtigal,
die sitzt auf grünem Zweige
sie singt, sie springt, ist allweil fro,
wenn ander vögelein schweigen.

So sing', so sing', Frau Nachtigall,
Die andern Waldvöglein schweigen;
So will ich Dir Dein Gefiedere
Mit rothem Gold beschneiden.
„Mein Gefieder beschneidst mir wahrlich nit,
Ich will Dir nimmer singen;
Ich bin ein kleines Waldvögelein,
Ich trau Dir wohl zu entinnen.“
„Bist Du ein kleins Waldvögelein,
So schwing Dich von der Erden,
Dass Dich der kühle Maithau nicht netz,
Der kühle Reif Dich nicht verderbe!“
„Und netzet mich der kühle Maienthau,
So trocknet mich Frau Sunne,
Und wo zwei Herzlieb bei einander seind,
Die sollten sich bass besinnen . . .

Schwalbenschpruch.

Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh,
Sind Kisten und Kasten voll.
Wenn ich wieder komm, wenn ich wieder komm,
Ist alles verzehrt.

Volkslieder.

Nachtigallenschlag:

„Is Tid, is Tid,
To wiet, to wiet,
Trizi, Trizi.
To Bucht, to Bucht, to Bucht!“

Dies heisst: 's ist Zeit, 's ist Zeit, zu weit, zu weit! Trizi (der Name des Hundes) zur Bucht, zur Bucht, zur Bucht! (Der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe im Bogen treiben soll.) Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann.*)

Die Wiedergabe des folgenden Briefes dürfte jetzt, wo schon die Vorbereitungen für den im April dieses Jahres in Wien abzuhaltenden internationalen Ornithologen-Congress getroffen werden, welcher sich auch mit der Berathung ausgiebiger Vogelschutzmassregeln beschäftigen soll, zeitgemäss sein:

Klagschrift der Vögel an Lutherum über seinen Diener
Wolfgang Siebergern.

(Diesen Brief hat Dr. Luther selber gestellt, seinen Diener Wolfgang damit zu plagen und zu spotten, seines zugerichteten Vogelheerds halber).

Wir Drösseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen, sammt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaublich berichten werden, dass einer, genannt Sieberger, Euer Diener, sich unterstanden habe, einen grossen freventlichen Thurst und etliche alte verdorbene Netze, aus grossem Zorn und Hass über uns theuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen, die Freiheit zu fliegen in der Luft, und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt . . . Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen unter unserem gewöhnlichen Siegel und Federn.

Wach auf, es naht gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm durhklinet Berg und Thal . . .

*) Auf der Insel Rügen erzählt man von der Nachtigall, sie sei eine verwünschte Schäferin, die ihren Liebsten, einen Schäfer, schlecht behandelt habe, da sie ihn ihre und seine Heerde bis tief in die Nacht hinein habe treiben lassen. Lange schon habe sie ihm versprochen gehabt, seine Frau zu werden, niemals aber Anstalt zur Erfüllung ihrer Zusage gemacht. Da habe jener im Zorne endlich ausgerufen, er wolle doch, dass sie bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könne. So ist es denn auch richtig gekommen: Die hartherzige Schäferin ist in einen Vogel verwandelt worden, der auch bei Nacht nicht schlafen kann, und singt ihr Klagelied in obigen Worten.
Busch. Deutscher Volksglaube.

Nun hat der Löw viel wilder Thier,
 Die wider die Nachtigall blecken,
 Waldesel, Schwein, Böck, Katz und Schnecken,
 Aber ihr Heulen ist alles fehl,
 Die Nachtigall singt ihn'n zu hell,
 Und thut sie all darnieder legen.
 Desgleichen die Frösch auch quacken
 Hin und wieder in ihren Lachen
 Ueber der Nächstigall Getön,
 Wann ihr Wasser will ihn'n entgehn;
 Die Wildgäns schreien auch gagag
 Wider den hellen lichten Tag,
 Und schreien ingemein all:
 Was singet Neu's die Nachtigall?

Hans Sachs.

Von einer Nachtigall und Pfauen.

Es heisst ein Vöglein Nachtigall,
 Das übertrifft die Vöglein all
 Mit seinem fröhlichen Gesang,
 Davon wird ein'm die Zeit nicht lang,
 Drum ich das Vöglein loben will,
 Es treibt ein solch schön Saitenspiel,
 Als wär's der beste Organist,
 Desgleichen nit auf Erden ist . . .
 Und das soll zwar auch (wie man sagt)
 Ein Pfau für Gott haben geklagt,
 Wie dass ein solch schlechts Vögelein
 Könn singen also mächtig fein,
 Dass ei'm sein Herz davon muss lachen,
 So könn er Niemand fröhlich machen
 Mit seiner armen heisren Stimm' . . .

Erasmus Alberus.

Trutznachtigall.

Die Flügelreichen Schaaren,
 Das Federbürschlein zart,
 Im süssen Schlag erfahren,
 Nicht Kunst noch Athem spart.

Mit Schnäblein wohlgeschliffen
 Erklingen's wunderfein
 Und frisch in Lüften schiffen
 Mit leichten Räderlein.
 Der hohle Wald ertönet
 Von ihrem krausen Sang . . .
 Doch süsser noch erklinget
 Ein sonders Vögelein,
 So seinen Sang vollbringet
 Bei Mond- und Sonnenschein.
 Trutznachtigall man's nennet,
 Ist wund vom süssen Pfeil,
 Die Lieb es lieblich brennet,
 Wird nie der Wunden heil.

— Friedrich von der Spee.

Der Kuckuk.

Du nennst immer Deinen Namen;
 Dein Ausruf handelt nur von Dir.
 In dieser Sorgfalt scheinst Du mir
 Beredten Männern nachzuahmen;
 Gleichst Du dem grossen Balbus nicht,
 Der immer von sich selber spricht?

— Friedrich von Hagedorn.

Der Kuckuk sprach zu einem Staar,
 Der aus der Stadt entflohen war,
 „Was spricht man“, fing er an zu schreien,
 „Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
 Was spricht man von der Nachtigall?“
 „Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
 „Und von der Lerche?“ rief er wieder.
 „Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
 „Und von der Amsel?“ fuhr er fort.
 „Auch diese lobt man hier und dort.“
 „Ich muss Dich doch noch etwas fragen:
 Was“, rief er, „spricht man denn von mir?“
 „Das“, sprach der Staar, „das weiss ich nicht zu sagen;
 Denn keine Seele red't von Dir.“
 „So will ich“, fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
 Und ewig von mir selber sprechen“.

Christian Fürchtegott Gellert.

Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiss
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,
Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet . . .

Klopstock, Lieder.

Der Frühling.

. . . Gefleckte Taucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf und irrten zwischen den Zweigen.
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub' die Nachtigall seufzte . . .
. . . Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm von dürrn Armen der Linden,
Das vormals glückliche Thal, wo sie den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. Die frühe Lerche, vor Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlass'ne Gefilde . . .
Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen und Thäler,
Entzückung tönert aus ihr. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht ein Weilchen, dann lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen in's Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern . . .
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend,
Und suchen ruhige Stellen, wo sie dem Gatten Gefühle
Verliebter Schmerzen entdecken in pyramid'nem Gesträuche,
Und streiten gegen einander mit Liedern von Zweigen der Buchen.
Dort will ich lauschen, und sie sich freu'n und lieblosen hören! . . .

Schlagt laut Bewohner der Wipfel,
Schlagt, lehrt mich Euern Gesang! — Sie schlagen: symphonische Töne
Durchfliehn von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling
Pfeift hell aus Wipfeln der Buchen. Die bunten Stieglitze hüpfen
So fröhlich auf Strauch und Gebüsch, beschauen die blühende Distel,
Ihr Lied hüpfet fröhlich wie sie. — Der Zeisig klaget der Schönen
Sein Leiden aus Zellen von Laub. Vom Ulmbaum flötet die Amsel
In hohlen Tönen den Bass. — Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe,
Und macht die traurige Wüste zum Lustgefilde des Waldes.

Ein finstrer Teich tränkt dort um sich Weidengebüsch;
 Auf Aesten wiegt sie sich da, lockt laut und schmettert und wirbelt,
 Dass Grund und Einöde klingt. — So rasen Chöre von Saiten! —
 Jetzt girrt sie sanfter und läuft durch tausend zärtliche Töne;
 Jetzt schlägt sie wieder mit Macht.

Kleist.

Der Uhu und die Lerche.

Es sass ein Uhu lange Zeit Im Schatten einer hohlen Eiche, Der höchsten in dem deutschen Reiche, In einer öden Traurigkeit.	Hoch über ihm liess sorgenfrei Sich eine munt're Lerche hören, Und meldete der Sänger Chören, Das jetzt der Frühling nahe sei.
--	---

Ihr Lied dringt aus den heitern Lüften
 In's grüne Thal, belebt die Triften.
 Der Uhu horcht und ächzt dabei,
 Dass er nicht auch so fröhlich sei . . .

Lichtwer.

Diener der Liebe.

Alles, Liebe, muss Dir dienen, Alles dienet Deinen Kindern: Sonne scheint, sie zu wärmen; Schatten schweben, sie zu kühlen; Vögel singen, sie zu locken;	Tauben girren, sie zu reizen . . . Liebe, lass doch, wenn ich liebe, Schatten, Rosen, Vögel, Sonnen, Sterne, Mond und Nacht mir dienen! Gleim.
--	--

Der West, liebkosend, schwingt Sein thauendes Gefieder, Und jeder frohe Vogel singt. Mit Eurer Lieder süßem Klang, Ihr Vögel soll auch mein Gesang	Zum Vater der Natur sich schwingen, Entzückung reisst mich hin! Ich will dem Herrn lobsingen! Durch den ich wurde, was ich bin. J. P. Uz.
--	---

Umsonst singt jede Kehle
 Den Frühling froh bemüht,
 Mir selbst singt Philomele
 Ein banges Klagelied.

Der Leiden Melodien
 Hör' ich im freien Bach,
 Es reisst der Nord im Fliehen
 Mein ganzes Glücke nach.

Chr. F. Weisse.

An die Nachtigall.

Süss, Du im Hain Verborgne,
Steigt Dein Gesang empor;
O Nachtigall, Du Klagende,
Sing' mir Dein Leiden vor.

Gern ist der Hoffnungslose
Dem Trauerliede nah,
Weun er die letzte Rose
Des Lebens welken sah.

J. G. Jacobi.

Die Nachtigall und der Staar.

Die gattenlose Philomele,
Die manche trübe Mitternacht
In leisen Klagen durchgewacht,
War krank und sang mit heitrer Seele
Ihr Abschiedslied. Ein fetter Staar,
Der Feldprobst in dem Haine war,
Besuchte sie nach alter Mode.
Er schlich zur frommen Dulderin
Mit abgewandtem Blicke hin
Und sprach, nach mancher Episode
Vom Krieg und Wetter, auch vom Tode.
„Ach“, rief er aus, „dies ist ein Feind,
Vor dem auch Helden sich entfärben!“
„Wer Muth zu leben hatte, Freund“,
Versetzt sie, „hat auch Muth zu sterben.“

Pfeffel.

Mit Blumen deckt sich der Busen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft von Vogelsang erschallen;
Die Felsen stehen bekränzt; die fliessenden Krystallen
Der Quellen rieseln wieder rein
Am frischen Moos herab; den immer dichtern Hain
Durchschmettert schon, im lauen Mondenschein,
Die stille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

Wieland, Oberon.

Gegrüsset seist Du, Du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, Du Liederfreundin,
Sei mir gegrüsset, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben . . .

Die Zweige spriessen, die Blätter keimen,
 Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
 Die Vögel girren im jungen Neste,
 Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.
 Denn Du ermunterst sie, kühne Lerche,
 Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
 Hoch über Beifall und Neid erhoben,
 Dem Aug' entflohen, doch stets im Ohre . . .

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, Ihr Saiten?	„Ich bin es, der die Wesen
Was tönt in eurem Schall?	In ihre Hülle zwang
Bist Du es, klagenreiche,	Und sie mit Zaubereien
Geliebte Nachtigall? . . .	Der Sympathie durchdrang.
Es schwebet aus den Saiten,	In rauher Felsenhöhle
Es lispelt mir in's Ohr!	Bin ich Dir Widerhall:
Der Geist der Harmonien,	Im Ton der kleinen Kehle
Der Weltgeist tritt hervor.	Gesang der Nachtigall . . .

Gottfried Herder.

Schmachtend singt aus jungen Sprossen
 Philomel'; o höret:
 „Bald ist unsere Zeit verflossen!
 Liebt und freut Euch, o Genossen,
 Weil der Frühling währet!“

Voss, Lieder.

Philomele.

Dich hat Amor gewiss, o Sängerin, fütternd erzogen,
 Kindisch reichte der Gott Dir mit dem Pfeile die Kost.
 So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
 Trift mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz . . .

Göthe, Gedichte.

Und die Nachtigall umkreiset
 Mich mit dem bescheiden Flügel.
 Hier in Büschen, dort auf Bäumen
 Ruft sie die verwandte Menge,
 Und die himmlischen Gesänge
 Lehren mich von Liebe träumen . . .

Der Pfau schreit hässlich, aber sein Geschrei
Erinnert mich an's himmlische Gefieder,
So ist mir auch sein Schreien nicht zuwider.
Mit Indischen Gänsen ist's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden ist unmöglich:
Die Hässlichen, sie schreien unerträglich . . .

Ders.

Die Nachtigall, sie war entfernt
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder . . .

Ders.

Ihr sollt meine Nachtigall hören, die sanftbezaubernde
Huldin, die Beseelerin der Nächte!

Ders., die Vögel.

Schon flötete die Nachtigall	Liebe rauscht der Silberbach,
Den ersten Sang der Liebe,	Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Schon murmelte der Quellen Fall	Seele haucht sie in das Ach
In weiche Busen Liebe . . .	Klagenreicher Nachtigallen . . .

Schiller, Gedichte.

Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ders.

Lob des Frühlings.

Saatengrün und Veilchenduft,	Wenn ich solche Worte singe
Lerchenwirbel, Amselschlag,	Braucht es denn noch grosser Dinge
Samenregen, linde Luft!	Dich zu preisen, Frühlingstag?

In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich so gerne.
Wie singet Ihr so zum Herzen mir!
Von unserer Liebe was wisset Ihr
In dieser weiten Ferne?

Lerchenkrieg.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein.“

„Lerchen sind wir, freie Lerchen.
Nicht mehr lieblich ist es hier;
Singen ist uns hier verleidet,
Wandern, wandern wollen wir.“

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Fliegen über Bord und Fluth;
Die uns fangen, würgen wollten,
Liegen hier in ihrem Blut.“

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jungendzeit;
Klingt ein Lied mir immerdar,
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

Rückert.

Weisheit aus Vogelmund.

Der Vogelfänger fing bei seinem Vogelfang
Ein Vögelein, das sprach zu ihm mit Vogelsang:
Wenn Du mich lässest fliehn und schenkest mir das Leben,
So will ich Dir dafür drei gute Lehren geben.
Er liess es lachend los und sprach: Mich soll verlangen
Der Weisheit, die ich mag aus Vogelmund empfangen.
Die erste Lehre sang das Vögelein vom Ast:
Gib aus den Händen nicht, was Du in Händen hast.
Hättest Du mich erwürgt, so hättest Du gefunden
In meinem Magen ein Juwel von zweien Pfunden.
Der Vogelsteller rauft die Haare sich vor Gram,
Dass solch ein grosser Schatz so aus der Hand ihm kam.
Die zweite Lehre gab das Vögelein aus dem Laube:
Nicht alles, was Dir sagt ein loser Vogel, glaube!
Wie kannst Du glauben, dass in meinem Magen liege
Zwei Pfund schwer ein Juwel, da ich zwei Loth nicht wiege?

Der Vogelsteller senkt sein Haupt vor tiefer Scham,
Dass so leichtgläubige Begierd' ihn übernahm.
Die dritte Lehre liess das Vöglein vernehmen:
Um den entgangenen Fang sollst Du Dich niemals grämen.
Dem Vogelfänger taugt der Gram nicht noch die Scham;
Die beiden machen ihm zum Fang die Hände lahm.
Das Vöglein sang und schwang sich fort und blieb nicht länger,
Weil neu den Vogelfang anfang der Vogelfänger.

Ders.

Aus den Wanderjahren eines frommen Mannes.

Da war im Waldgeheg die einsame Kapelle,
Die wählt' ich für die Nacht zu meiner Ruhestelle . . .
Da richtete mein Blick sich zum Gesims empor,
Und Vögelköpfchen sahn dort aus dem Nest hervor,
Die schrieen ungestüm nach ihrem Abendfutter;
Es hatte sich damit verspätet ihre Mutter.
Doch nun flog sie herein, und steckte jedem zu
Sein Bisslein; alle schnell gesättigt hielten Ruh'.
Ich aber sprach: So will ich auch von hier nicht weichen,
Bis wie den Vöglein geschehe mir desgleichen . . .

Ders.

Baum, Quelle, Vogel und Drache.

Vom Wege seitab steht ein Baum, und eine Quelle
Darunter, da verdarb manch wandernder Geselle.
Denn auf der Quelle Grund im Schlafe liegt ein Drache,
Und auf dem Baume sitzt ein Vogel und hält Wache.
Der Vogel singt und lockt den Wanderer unbedacht,
Und naht er, singt er laut, laut dass der Drach erwacht.
Der Wanderer durstig trinkt, der Drache gierig schlingt
Ihn ein, und auf dem Baum der Vogel leise singt.

Ders.

Ein Vogel, ausgezeichnet und doch unbemerkt.

Im heiligen Norden, an den Schneegebirgen droben,
Hat buntes Farbenspiel, ein Vogel, hoch zu loben.
Im Frühling Federn grün, im Sommer hat er gelbe,
Im Herbst roth, und weiss im Winter, stets derselbe.

Wozu? um wechselreich mit seinen eignen Kielen
 Der Jahreszeiten Farbaccorde durchzuspielen,
 Lenzfluren, Sommersaat, Herbstblätter, Winterschnee;
 Doch thut er's nicht zur Lust allein, auch gegen Weh:
 Dass minder ihn vielleicht ein Räuberblick beschleicht,
 Weil immer sein Gewand der ganzen Landschaft gleicht.
 Beglückt ist, wer so reich sich mit Auszeichnung zieren,
 Und unbemerkt zugleich kann in der Welt verlieren! Ders.

In diesem um das J. 1830 entstandenen Gedichte zeigt sich schon, nebenbei bemerkt, die Mimikry-Theorie (Farbenschutz) überraschend klar ausgesprochen. Rückert ist demnach als Vorgänger von Wallace anzusehen.

Tausend Nachtigallen
 Sind in meiner Brust,
 Durcheinander schallen
 Hör' ich sie mit Lust

Ders.

Im Felde draussen erschien der Lenz,
 Und brachte tausend Blüten;
 Der finst're Mann sass drin im Haus,
 In Schweigen und dumpfem Brüten . . .

Da kam's, dass einst aus nahem Hain
 Ein muntres Vöglein schwirrte,
 Und auf des finstern Mannes Haus
 Im Fluge sich verirrte.

Und bei der Oeffnung setzt es sich
 Am hohen Giebel nieder,
 Und hob dort seine kleine Brust
 Und sang gar schöne Lieder.

Der finstre Mann fuhr rasch empor
 Und spähte nach dem Sänger
 Und fühlte sich um's Herz so eng,
 Und immer enger und enger.

Und heller singt das Vögelein,
 Und wirbelt in freud'gen Tönen,
 Des finstern Mannes gepresstes Herz
 Entladet sich nun in Thränen.

Ihm scheint, als ob ein Zauberton
 Aus höhern Kreisen klänge,
 Ihm ist als ob die ganze Welt
 Aus diesem Vöglein sänge.

————— Carl Egon Ebert, das Vöglein.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert	Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Die Lerche selig in die Luft;	Altäre festlich aufgebaut,
Ein Jubelchor von Sängern schmettert	Und all die tausend Herzen läuten
Im Walde, voller Blüth' und Duft.	Zur Liebesfeier dringend laut.

————— Nicolaus Lenau.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,	Blumen, Vögel, rings im Haine,
Seid doch nicht so ausgelassen,	All Ihr frohen Bundsgenossen,
Ungestüm an's Herz mir dringend;	Mahnt mich nicht, dass ich alleine
Lasst allein mich ziehn die Strassen!	Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht	In geheimer Laubesnacht
Holde Frühlingsmorgenstunde,	Wird des Vogels Herz getroffen
Durch den Wald vom Himmel weht	Von der grossen Liebesmacht,
Eine leise Liebeskunde . . .	Und er singt ein süßes Hoffen . .

Das Lied vom armen Finken.

Er soll sein lautes Schlagen	Dann auf dem Vogelherde
Und seinen Frühlingsglauben	Beginnt der Narr zu preisen
Bis in den Herbst vertagen,	Die freudenwelke Erde
Wo sich die Hain' entlauben.	In frohen Frühlingsweisen.
Dann wird er singen dürfen	Da hören sein Frohlocken
Und seine Flügel dehnen,	Und seine Frühlingslüge,
Die Waldeslüfte schlürfen	Verwirrt und süß erschrocken,
Und sich im Frühling wännen.	Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
 Dem Finkler zum Ergötzen,
 Fallen sie ein und fangen
 Sich auch in seinen Netzen.

Ders.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpf't und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: „Freund! bleib im Land,
Und redlich nähre Dich,
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte Deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug
Hier picke Deinen Kern!“

Zugvogel aber spricht:
„Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst Du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib' auf Deinem Ast,
Wenn keine Ahnung Du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Das hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer sei.

Ders.

Vogelsang im Winter.

Indess wir im Stübchen, Liebste, hocken,
Und vor den windgerüttelten Scheiben
Des Winters weisse schwere Flocken,
Im Sturme wirbelnd, vorübertreiben.

Wird jenes Wandervöglein, das freie,
Das Du im Sommer gepflegt mit Kosen,
Sich sonnen in Südens Himmelsbläue
Und wiegen sich über Südens Rosen.

Auf grünende Myrthen wird sich's schwingen,
Und Abends vom Zweig im Mondenscheine
Die Lieder von seinen Fahrten singen,
Der horchenden fremden Schwestergemeinde.

So wird Dein Preis jetzt im Süden klingen!
Heil mir, dem solche Liebste zu eigen,
Von der die Vögel in Afrika singen
Und in Europa die Nachbarn schweigen!

Gimpel.

In des Waldes Kathedrale	Und die gläub'gen Vöglein wallen,
Rauscht das Laub als Sonntagsglocken,	Sonntäglich an Leib und Feder,
Glühn als goldne Ampelstrahle	Zu des Buchbaums grünen Hallen.
Hell der Sonne Lichterflocken.	Wo ein Ast ragt als Katheder.

Dompfaff Gimpel predigt dorten,
 Der die Frau'n und Herrn begeistert,
 Weil er klug mit Salbungsworten
 Jene rührt und diese meistert . . .

Vogel und Wanderer.

Bas' und Vetter tafeln im Frei'n	Und es meinen zu verstehn
Unterm Lindenbaum;	Solches Wort die Zwei:
Sitzt auch ein singendes Vögelein	„Wie ist Gottes Welt so schön,
In dem schattigen Raum.	Schön und gross und frei.

Vettern griff des Vogels Sang
 Tief wohl in die Brust,
 Das vom Rasensitz er sprang,
 Voll von Wanderlust! . . .

— Anastasius Grün.

Sei mir die Lerche, die auf Glanzgefieder
 Für ihren Pflüger sich zur Sonne schwingt;
 Die von des Himmels goldner Schwelle nieder
 In meine Seele sel'ge Lieder singt!
 Und tief im Thale, wo die Linden rauschen,
 Da sei vor Allem meine Nachtigall!
 Da lass mich zitternd Deiner Stimme lauschen,
 Und Deines Schlages wunderbarem Schall!
 Das ist ein himmlisch, ist ein selig Schmettern;
 Das ist die Lieb' in ihrer Qual und Lust! . . .

Die Zugvögel.

Vögel, o Vögel, von wannen so leicht
 Kommt Ihr geschwirrt, wenn der Winter entweicht?
 — „Wir kommen vom Land, wo der Nilstrom zieht,
 Von der Flur, wo die Rose von Saron blüht,
 Von den Palmen an indischer Ströme Saum,
 Von Arabia's Weihrauch und Myrrhenbaum . . .

Freiligrath.

Die politische Nachtigall.

Duftig sinkt die Nacht hernieder	Welch ein Schmeicheln, welch ein
Bei dem Klang der Feierlieder	Klagen,
Und sie winkt den Vöglein Ruh';	Welch ein Rufen, Locken, Fragen
Und ein Köpfchen nach dem andern	Durch den weiten Wald entlang!
Müd' vom Singen, müd' vom Wandern,	Und die Büsche, Bäume, Quellen
Deckt sich mit dem Flügel zu.	Mischen in der Töne Schwellen
	Ihren eigenen Gesang . . .

August Schnezler.

I. De Kunsterjalrath¹ sülwst in eigene Person? —

„Verrichtet selbst“, sagt Spatz, „die Action,
Un Kanter Hahn, der leitet den Gesang.

Un Vadder steiht de Adebör²Un Kiwitt³ un de Nachtigal.Ick wull mi irsten⁴ ok en por⁵Von 'n hogen⁶ Adel infentiren,⁷Wat Haewk⁸ un Wih⁹ un Uhl¹⁰ so wiren,¹¹

Doch Lotting meint: en anner Mal.

Un sei hett recht; de Nachtigal

Is utgesöcht¹² 'ne Demokrätin . . .

- I. ¹⁾ Consistorialrath. ²⁾ Storch. ³⁾ Kibitz. ⁴⁾ wollte mir erst. ⁵⁾ paar. ⁶⁾ hohen.
⁷⁾ invitiren. ⁸⁾ Habicht. ⁹⁾ Weihe. ¹⁰⁾ Eule. ¹¹⁾ was — so wären = z. B.
¹²⁾ ausgesucht.

II. Nu sall't irst 'ne richtige Kindelbir sin!“ —

Rundgesang singt nu en Jeder;

All de ollen,¹ leiwen Leder,²

De sei ut de Jugendtid

Her noch wüssten, singen s' hüt:³

„Nachtigal, ich hör' dir laufen,

Aus das Bächlein thust du saufen“.

„Ich hab' einen Schatz über Berg und Thal,

Da singt die schöne Nachtigal.“

„Kukuk an'n Hewen,⁴

Wo lang sall ick lewen?„

„Kiwitt⁵, wo bliw⁶ ick,In 'n Brummelbernbusch⁷,

Dor sing ick, dor spring ick,

Do heww ick min Lust.“

Und All'ns is Lust und Allen's is Freud'!

- II. ¹⁾ alten. ²⁾ Lieder. ³⁾ heute. ⁴⁾ am Himmel. ⁵⁾ Kibitz. ⁶⁾ bleibe. ⁷⁾ Brombeerbush.
 Fritz Reuter. Hanne-Nüte.

Das keuchende Zugthier, gepeitscht von dem Führer,
Durchlockert den Boden, kann nimmer genug thun —
Derweilen die Nachtigall, süß flötend im Baum sitzt
Und neckisch herablugt, zur schmachtenden Rose.
Lass die Nachtigall singen, sie kann nicht den Pflug ziehn —
Und es hat kein Zugthier die Stimme der Nachtigall . . .

Mirza-Schaffy. Friedrich Bodenstedt.

Im Wipfel hoch die Nachtigall
Stimmt ein mit süßem Schlagen,
Durch Berg und Thal wird weit der Schall,
Der Schall des Lieds getragen.
Drob schauen rings die Vögel auf,
Der Sang thät sie erwecken;
Bald schmettert laut der helle Hauf'
Aus Busch und Zweig und Hecken . . .

Joseph Viktor Scheffel.

Frühlings Symphonie.

Herbei, herbei Ihr Sänger all,
Und setzt Euch um den Brunnen,
Frau Lerche und Frau Nachtigall
Das sind die Primadonnen.
Die Emmeritz, der Stiegelitz,
Die singen im Duette,
Der Spatz im Rohr
Verstärkt den Chor
Und bläst die Clarinette.

Der Fink, der liederreiche Mann,
Der Zeisig darf nicht fehlen,
Und weil der Kauz nicht singen kann,
Muss er die Pausen zählen.
Der Kukuruk schreit, und im Getroid'
Das Rebhuhn und die Wachtel,
Es klopft der Specht,
Der Jägerknecht,
Die Viertel und die Achtel . . .

Ich weiss es nicht, wie mir geschieht,
Ich glaub', ich singe selber.

Rudolph Baumbach.

Wenn wir die Vogelstimmen, wie sie uns aus den, verschiedenen Zeiten und Oertlichkeiten entlehnten Dichtungen entgegenklingen, auf ihre Entwicklung prüfen, ergeben sich daraus mehrfache Schlüsse, die freilich in einzelnen Fällen die Grenzen blosser Vermuthungen nicht überschreiten dürfen: Im Allgemeinen ist eine Zunahme in der Aufmerksamkeit erregenden Kraft und melodiosen Schönheit der Vogelstimmen, so wie in der menschlichen Empfänglichkeit für sie, sowohl, was die einfache Wahrnehmung derselben betrifft, als in Bezug auf

deren Auffassung und Deutung erkennbar. Die superstitiöse wie die poetische Symbolik hat sich dem Tongehalt und der Klangfarbe der Vogelstimmen angepasst, welche je nach ihrer Lautqualität als gute oder schlechte Vorbedeutung galten, Lust oder Unlustempfindungen weckten, bald einen bestimmten unverkennbaren Character, bald einen viedeutigen an sich tragend. Die Lautgebung mancher Vögel war immer und überall misstönend und unangenehme Eindrücke, Wahnvorstellungen oder Stimmungen weckend, wie der Raben, Krähen u. s. w. (Vgl. Horaz, III. Ode 27 V. 16, Virgil, Ecl. IX. 15, Georg I. 388, 410), oder auch wohlklingend und angenehme Vorstellungen erzeugend. Bei Andern hingegen liess sie mehrfache Deutungen zu und beeinflusste demgemäss die Wahrnehmung. Aus dem Kukuksrufe hörte man, von gewissen Ideenassociationen und begleitenden Umständen geleitet, bald Ermunterung, bald Hohn, bald frohe, bald verstimmende Laute hervor. Im Buche der Natur liest am Ende Jeder, mehr, als er zugeben will, seine eigenen Gedanken und hört in ihren Stimmen oft nur den Nach- und Widerhall der eigenen Stimmung: Liebesjauchzen, Lob- und Dankeshymnen, Kampfesrufe, Dithyramben wie Elegien, Nänien und Todesseufzer, freudig helle und schmerzlich trübe Erinnerungen. Das war so immer und überall und ist es jetzt etwa anders geworden? Wenn wir den Anschauungen der Alten über Vogelsang nachgehen und dabei gewissermassen diesem selber lauschen, stehen wir, ehe wir uns dessen versehen, vor der Frage: Singen die Vögel jetzt gerade so, wie vor alten Zeiten? Um gegenwärtig darauf Bescheid ertheilen zu können, hätten die Alten die Fähigkeit haben müssen, Vogelmelodien in Noten zu setzen, und die Freundlichkeit, Partituren davon auf uns zu überliefern. Wohl hat auch früher der kindliche oder schelmische Sinn Gefallen daran gefunden, Vogelstimmen in menschliche Sprachlaute zu übersetzen, ihnen sogar anklingenden Wortsinn unterlegend, woran sich noch immer manches Frohgemüth ergötzt. Aber wer wollte daraus Schlüsse ziehen auf den Tongehalt, die Articulationsstufen und den Lautwandel des Vogelsanges, auf dessen fortschreitende Entwicklung oder dessen Rückfall? Ebenso wenig als man nach vielen Jahren über den Wachtelschlag wird urtheilen können nach dem „Schmeckt der Weck?“, das der lustige, sangesfrohe Baumbach daraus hörte.

Seufzt auch mancher Alte: in meiner Jugend haben die Nachtigallen schöner gesungen als jetzt, so sind daran nicht unsere Nachtigallen schuld, sondern das leidige Alter, wo die Pulse nicht mehr mitsingen und das Herz den Tact nicht mehr liebeglühend schlägt zu den Liedern der Nachtigall.

Immerhin scheint jedoch die Stimmqualität, die man in ältester Zeit unter anderen den Pfauen und dem Singschwan beilegte, darauf hinzudeuten, dass beide mit schönerer Stimme begabt waren, oder dass der menschliche Tonsinn damals auf tieferer Stufe stand. Man kann auch beide Gründe zur Erklärung heranziehen, wie man überhaupt auffällige Thatsachen nicht einseitig erklären soll. Den traurigen Gesang der Schwalbe mit dem grauenhaften Hintergrunde der griechisch-römischen Sage erkennen wir nun am allerwenigsten in deren lustigem Gezwitscher. Die melancholische Auffassung des Nachtigallensanges in Sage und Lied gehört auch mehr den ältern Zeiten an, während man später wohl auch tapfere, mutherweckende Weisen daraus vernahm. Es sei da nur an die „Trutznachtigall“ erinnert. Victor Hugo nennt die Trompeten „die Nachtigallen der Schlacht.“

Angenommen nun, es seien die höhern Stimmproductionen der Vögel als Ergebnisse einer fortschreitenden Entwicklung anzusehen — wogegen weder ein physiologischer noch biologischer Beweis erbracht werden kann, wofür indess die artliche und stufenweise Entwicklung des Stimmorgans der Vögel, die demselben innewohnende Tendenz es durch Gebrauch zu steigern, die angeborene Vorliebe für Veränderung, der starke Nachahmungstrieb, die Anlage und Neigung zur Tonausbildung, theilweise der Umstand, dass die ursprünglichen Benennungen nicht den Vogelstimmen entlehnt wurden und die daraus sich ergebende Folgerung auf eine geringere anfängliche Intensität derselben, endlich das Echo des Vogelsanges in der Völkerdichtung deutlich sprechen — warum ist in der historischen Zeit kein auffälliger Unterschied in deren Gesang wahrzunehmen? Darauf lässt sich einfach erwidern: Vögel finden vermöge ihrer Organisation, Natur und Lebensweise in den bisherigen Stimmmitteln zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung ein genügendes Auslangen. Sollte sich einmal auch für die Singvögel der Kampf um die Existenz durch unberechenbare Umstände härter gestalten, sollten dann die Lebensbedingungen complicirter und mühsamer zu erreichen sein, oder sollten Bedürfnisse und Ansprüche, die gegenseitigen sowohl wie die aus dem äusseren Leben eine Steigerung erfahren: so würden sich für sie mit der Nothwendigkeit auch die Tendenz und die Fähigkeit einstellen, ihre Tonalität weiter zu entwickeln.
